age stiftung

Age Dossier

Stationäre Einrichtungen – neu gebaut

AGE AWARD 2013

Preisträger
Alterszentrum Lanzeln, Stäfa

Privatheit und Öffentlichkeit, Funktionalität und Ästhetik – im Alterszentrum Lanzeln fügen sich scheinbare Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen zusammen, ohne das eine dem anderen unterzuordnen. Welche Ideen, Prozesse und Menschen ein Heimbauprojekt zum Erfolg führen, das erfahren Architekten, Bauherren und Betreiber in diesem Heft.

BEST PRACTICE

Alterswohnheim Rosenau

ASPEKTE

Wohnpsychologie im Heim

KONTEXT

Eckhard Feddersen im Gespräch

Age Dossier

AGE AWARD 2013

INHALT

Daheim-Architektur
Interview mit Eckhard Feddersen 04

Alterszentrum Lanzeln in Stäfa
Preisträger Age Award 2013
Porträt, Interviews und Planmaterial 10

Alterswohnheim Rosenau
in Matten bei Interlaken
Jury-Anerkennung 2013
Porträt, Interviews und Planmaterial 22

Wohnpsychologie für Alters-
und Pflegeheime
Dr. Harald Deinsberger-Deinsweger 34

Prinzipien verankern
Nachwort CURAVIVA Schweiz
Dr. Markus Leser 40

ANHANG

Literatur zum Thema 42

Eine Frage der Perspektive

Von Antonia Jann
Geschäftsführerin Age Stiftung

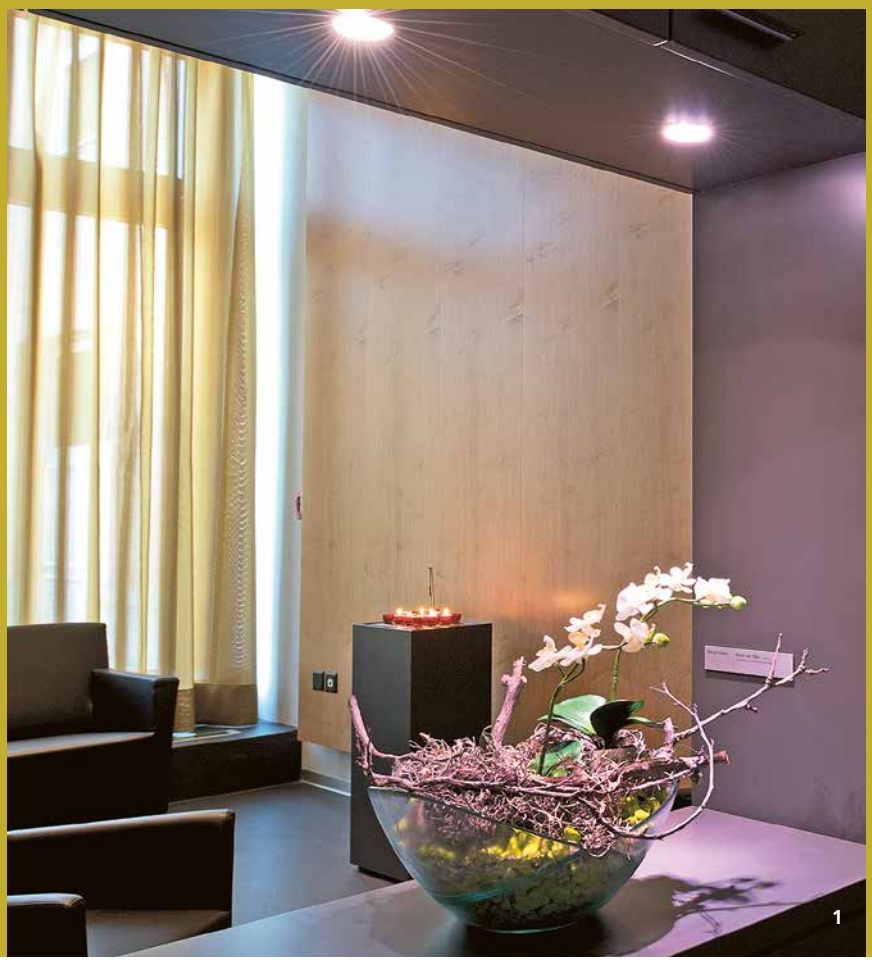
Mit dem Thema „stationäre Einrichtungen – neu gebaut" richtet sich dieses Age Dossier an Architekten, Planer und Bauberater sowie Bauträger und Betreiber von stationären Einrichtungen.

Der Bau eines Heims ist immer eine Gratwanderung zwischen Funktionalität und Wohnlichkeit, sagt der erfahrene Berliner Heim-Architekt Eckhard Feddersen in diesem Heft. Es wird am gleichen Ort gewohnt und gearbeitet. Als Heime noch Anstalten waren, ging die Funktionalität vor. Seit sie sich von diesem Selbstbild verabschiedet haben, müssen bauliche Lösungen gefunden werden, welche die funktionalen Aspekte des Heimbetriebs der Wohnlichkeit unterordnen. Es braucht private, halböffentliche und öffentliche Zonen, die den erhöhten Ansprüchen einer neuen Generation von Bewohnern genügen. Das Raumprogramm des zeitgemässen Heims berücksichtigt verschiedene – oft gegensätzliche – Bedürfnisse und verknüpft sie unter einem Dach miteinander.

Für den Age Award 2013 suchte die Jury Neubauprojekte, die interessante Lösungen für diese Anforderungen umgesetzt haben. Der Age Award 2013 ist jedoch kein reiner Architekturpreis. Vielmehr wurden auch „weiche" Faktoren berücksichtigt. Wie gelingt es dem Gebäude, eine Wohn- und Gemeinschaftskultur herzustellen? Wie unterstützt die Architektur die tägliche Arbeit der Angestellten, die Betriebsabläufe und Prozesse? Und wie gelang es den Verantwortlichen, diese Anforderungen umzusetzen?

Für den Age Award haben sich 20 Heime beworben. Trotz grosser Unterschiede in Grösse, Lage und Organisation wiesen sie alle eine Gemeinsamkeit auf: Das Bemühen, für ihre Bewohner ein wohnliches und würdevolles Daheim zu schaffen. Bei der Sichtung und Besichtigung der Projekte wurde auch klar, dass es das ideale Heim nicht geben kann. Die Jury hat viele gute Beispiele gesehen und mit dem Preisträger und der Anerkennung zwei ausgewählt, an denen sich einerseits zeigen lässt, wie Wohnlichkeit und Funktionalität erzeugt werden konnten, und bei denen andererseits deutlich wird, wie wichtig es war, dass sich die Betriebsleitung und die Vertreter der verschiedenen Nutzergruppen in den Planungsprozess einbringen konnten. Die beiden Beispiele geben dem Wohnpsychologen Dr. Harald Deinsberger-Deinsweger recht, wenn er in diesem Heft konstatiert, dass die Erfüllung der Vielfalt von Bedürfnissen im Heimbau keinesfalls utopisch sei, „sondern im Zuge einer sorgfältigen Planung samt reflektierender Analyse durchaus realisierbar".

Dr. Antonia Jann
Geschäftsführerin Age Stiftung



1

Daheim-Architektur

Interview mit dem Berliner Architekten Eckhard Feddersen

Das Gespräch führten
Andrea Wiegelmann
und Alexander Felix

Herr Feddersen, Sie proklamieren, dass wir keine altersgerechte Architektur benötigen, dass Senior-Wohnanlagen der Vergangenheit angehören sollten und gebaute Wohn- und Lebensräume stets für uns alle, ob jung, ob alt, ob mit Handicap oder nicht, gestaltet sein sollten. Weshalb bauen wir überhaupt noch Pflegeheime?

Wir bauen sie noch aus zwei Gründen: Zum einen können wir auf absehbare Zeit auf Pflegeheime quantitativ nicht verzichten, weil es noch nicht genug barrierearme Wohnungen gibt. Die ambulanten Angebote entwickeln sich stark, zumindest in Deutschland werden Tagespflegeeinrichtungen und Wohngemeinschaften ausgebaut. Allerdings wird es noch einige Jahre dauern, bis die erforderlichen Kapazitäten zur Verfügung stehen. So lange benötigen wir noch eine breit aufgestellte Versorgung im stationären Bereich.

Der zweite Grund ist die wachsende Zahl von Menschen mit Demenz im fortgeschrittenen Stadium. Ich bin überzeugt, dass bei schweren Formen – vor allem wenn ein Mensch sich oder andere durch sein Verhalten gefährdet – eine stationäre Versorgung immer noch die beste Alternative ist. Das Pflegeheim wird sich zu einer Wohnform entwickeln, die speziell auf die Bedürfnisse von Menschen mit schweren Demenzen ausgerichtet ist. Diese Tendenz zeichnet sich deutlich ab: Neubauten in der stationären Pflege werden häufig als Häuser für Menschen mit Demenz geplant.

Bei Pflegeeinrichtungen ist das Miteinander von Wohnen

Atmosphären

„Eine Bank im belebten Flur, eine in der ruhigen Nische. Eine Sitzecke im gemütlich-dunklen Innern des Baukörpers, ein Sofa direkt am bodentiefen Fenster zum Balkon. Ein guter Entwurf beinhaltet möglichst viele dieser atmosphärischen Gegensatzpaare: Ruhig – belebt, dunkel – hell, warm – kühl."

Abb. 1: Raum der Stille im Alterszentrum Lanzeln. Abb. 2: Ein Sofa in warmer Atmosphäre im Alterswohnheim Rosenau.

Eckhard Feddersen

und Pflege, von Bewohnern und Pflegepersonal ein Aspekt, der die Bauaufgabe von Wohneinrichtungen unterscheidet. Sie hat viel mit den Anforderungen an Hotels gemein, bedarf jedoch zusätzlich noch medizinischer Versorgung. Was bedeutet dies für den Entwurf, welche Aspekte sind besonders wichtig und wo sehen Sie die wesentlichen Unterschiede zu Wohnbauten, Hotels oder Krankenhausprojekten? Wie sieht es bei Umbauten aus?

Ein Pflegeheim besitzt nicht nur architektonisch einen ambivalenten Charakter. Es ist zur gleichen Zeit ein Ort des Wohnens und ein Ort der Arbeit. Dieses intensive Nebeneinander beansprucht ein Heim wie kaum ein anderes Gebäude. Daher sind robuste Oberflächen und langlebige Materialien so wichtig. Die funktionale und damit auch atmosphärische Widersprüchlichkeit erleben die Bewohner Tag für Tag: Während sie in ihren Zimmern einen privaten Rückzugsraum haben, findet das Mittagessen quasi in der Öffentlichkeit statt. Die Entwicklung zu kleineren Gruppen hat diesen Gegensatz gemildert, trotzdem kann ein stationäres Setting nie die Intimität eines eigenen Haushalts erreichen. Die Orientierung am Hotel hilft, den Sinn für schöne Materialien auch in der Pflege zu schärfen und eine hohe Gestaltungsqualität gerade auch der öffentlichen Bereiche zu erreichen. Man sollte sich davon allerdings auch nicht zu stark leiten lassen. Jeder, der häufig in Hotels übernachtet, kennt die Sehnsucht nach dem eigenen Bett zuhause. Daher gilt für das Bewohnerzimmer wie für die Küchen und Aufenthaltsbereiche in Wohngruppen: Machen Sie es wie zuhause, im positiven Sinne so alltäglich wie möglich. Kliniken sind eine völlig andere Bauaufgabe mit eigenen Anforderungen und Lösungen, die man kaum übertragen kann. Dort geht es darum, Menschen in möglichst kurzer Zeit möglichst weit genesen zu lassen. Im Pflegeheim wohnt man. Es ist ein Aufenthalt auf Dauer und oft das letzte Zuhause. In Zukunft werden sich Planer von Kliniken räumlich mehr an Pflegeheimstrukturen orientieren als umgekehrt.

Bei Umbauten steht immer die Frage im Mittelpunkt, wie viel Wohnlichkeit sich in den bestehenden Strukturen realisieren lässt. Heimbauten, die vor den 1980er-Jahren errichtet wurden, können ihre typologische Nähe zum Krankenhaus oft nicht leugnen. Man findet dort lange Flure vor, an denen in gleichförmiger Abfolge Zimmer aufgereiht sind. Hier gilt es, diese institutionellen Strukturen zu Gunsten kleinteiliger Räume aufzulösen. Nur wenn ein Bewohner – besonders der demenziell veränderte – sich in überschaubaren Räumen orientieren, die räumlichen Dimensionen intuitiv erfassen kann, wird sich eine angenehme Atmosphäre einstellen. Im Entwurf hilft es, in Raumfolgen zu denken. Natürlich muss der funktionale Zusammenhang dabei immer beachtet werden.

Eckhard Feddersen
(Architekt, Jg. 1946) baut seit 1973 im sozialen Bereich. Er arbeitet als Planer, Netzwerker und Mittler zwischen Akteuren der Sozial- und Gesundheitspolitik, Verbänden und Akteuren der Pflege- und Wohnungswirtschaft. Gemeinsam mit Insa Lüdtke hat er den „Entwurfsatlas Wohnen im Alter" herausgegeben und ist als Referent und Gutachter tätig. www.feddersen-architekten.de

→|

Daheim-Architektur

Interview mit dem Berliner Architekten Eckhard Feddersen

Um eine Architektur für ein angenehmes Lebensumfeld in der Pflege zu realisieren, braucht es nicht nur einen überzeugenden Entwurf, alle Beteiligten müssen gemeinsam auf das Ziel hinarbeiten. Sie haben eine Reihe von Pflegeeinrichtungen realisiert. Worauf ist bei der Planung zu achten? Aus Sicht des Bauherren, aus Sicht des Architekten? Wo und warum ziehen Sie externe Experten und Berater hinzu?

Man braucht eine klare gemeinsame Vorstellung davon, welche Ziele man durch den Neubau erreichen möchte. Jedes Projekt entwickelt im Verlauf der Planung und vor allem auch der Realisierung eine Dynamik, die zu Änderungen und oft zu Abstrichen bei der gestalterischen Qualität, im Raumprogramm oder bei der Ausstattung führt. Gute Ideen können unter Kostendruck und Zeitnot auf der Strecke bleiben. Daher gehört es zu den zentralen Aufgaben des Architekten, die gesteckten Ziele zwar den Gegebenheiten anzupassen, sie aber auch immer wieder bei allen Beteiligten hochzuhalten. Es ist von Anfang an das Wichtigste, die selbst gesteckten Ziele mit einem realistischen Budget zu versehen. Das erspart Ärger und Enttäuschung. Zum Schluss muss jedes Haus, auch mit kleinem Geldbeutel, dem Anspruch auf Schönheit gerecht werden.

In meinen Projekten greife ich immer wieder auf den Sachverstand von Landschaftsarchitekten für die Gartengestaltung zurück. Die unmittelbar an ein Heim angrenzenden Freiflächen ersetzen den Bewohnern den eigenen Garten oder ihre Ausflüge und Urlaube. Heimgärten müssen daher besonders vielfältig, abwechslungsreich und sinnlich angelegt sein. Hier lohnt es sich immer, Fachleute zu engagieren. Gleiches gilt für das Licht. Auch hier geht es um Varianz, um unterschiedliche Lichtstimmungen je nach Ort, Tages- und Jahreszeit oder auch Anlass. Lichtplanung gehört zu einer durchdachten Innenarchitektur einfach dazu. Und der dritte Bereich, in dem ich gerne auf Spezialisten zurückgreife, ist die Farbgestaltung. Hier gibt es Menschen mit besonders ausgeprägten Sinnen und Kenntnissen.

Wie binden Sie die zukünftigen Nutzer, also Bewohner und Pflegepersonal in die Projekte ein?

Gemeinsam mit dem Bauherrn versuche ich so früh wie möglich die Wünsche an das neue Haus in Erfahrung zu bringen. Das kann in Form von Informationsveranstaltungen oder auch in gezielten Befragungen stattfinden. Gerade die Wünsche der Mitarbeiter sind oft nicht ausreichend bekannt. Zumindest die Pflegedienstleitungen sollten zu wesentlichen Gesprächen hinzugezogen werden.

Sie sprechen davon, dass Grundrisse sowohl individuelles Wohnen ermöglichen sollen als auch Kommunikation durch ein Angebot an Gemeinschaftsräumen und Begegnungszonen. Welche Kriterien sind entscheidend, um einen Entwurf zu realisieren, der dem gerecht wird? Welche Schlüsselstellen gibt es dabei?

Kommunikation entsteht an für Menschen attraktiven Orten, die zum Verweilen animieren. Das Angebot muss so unterschiedlich wie die Bewohner selbst sein:

Aussenräume

„Die angrenzenden Freiflächen ersetzen den Bewohnern den eigenen Garten oder Ausflüge und Urlaube. Heimgärten müssen daher besonders vielfältig, abwechslungsreich und sinnlich angelegt sein. Hier lohnt es sich immer, Fachleute zu engagieren."

Abb. 3: Der Garten des Alterswohnheims Rosenau wurde durch das Berner Büro 4d Landschaftsarchitekten gestaltet.
Abb. 4: Im Alterszentrum Lanzeln ersetzen die Balkone den eigenen Garten.

Eckhard Feddersen

Eine Bank im belebten Flur, eine in der ruhigen Nische. Eine Sitzecke im gemütlich-dunklen Innern des Baukörpers, ein Sofa direkt am bodentiefen Fenster zum Balkon. Ein guter Entwurf beinhaltet möglichst viele atmosphärische Gegensatzpaare: ruhig – belebt, dunkel – hell, warm – kühl.
Die Schlüsselstellen bilden die Übergänge. Sie sollten direkt wahrnehmbar sein und den Unterschied zwischen den Räumen verdeutlichen: Gehe ich aus einem Flur in ein Bewohnerzimmer, betrete ich privates Territorium. Ein simples Schild mit Zimmernummer und Namen des Bewohners wird dieser Übergangssituation nicht gerecht. Das empfindet man zu Recht als institutionell und wenig anerkennend gegenüber der Privatsphäre des Bewohners. Stehe ich dagegen in einer farblich abgesetzten Eingangsnische, in der sich zwei Zimmertüren eine eigene „Adresse" mit Deckenlicht und Briefkästen teilen, wird mir klar, dass ich gleich den persönlichen Bereich eines Menschen betrete. Und wenn ich feinfühlig genug bin, verhalte ich mich entsprechend und klopfe instinktiv an der Tür.

In den Gemeinschaftsräumen schaffe ich gerne unterschiedliche Zonen. Die Menschen sollen wählen können, wie viel Gemeinschaft sie haben: das gesellige Gespräch am Tisch oder die ruhige Ecke am Kamin. Nichts ist schlimmer als ein speisesaalartiger Aufenthaltsraum, den ein Radio gleichmässig beschallt und den Bewohner einer Atmosphäre ohne Wahlmöglichkeit ausliefert.

Die Kriterien sind Vielfalt im Raumerleben, Wahlmöglichkeit und eine Sensibilität für die Frage, was das Wohnen in dieser Lebensphase im Heim ausmacht.

Was bedeuten Ihre Kriterien Flexibilität und Teilbarkeit in diesem Zusammenhang und wie übertragen Sie diese auf stationäre Einrichtungen?
Die Flexibilität steht und fällt mit der statischen Struktur. Jede tragende Wand innerhalb des Gebäudes verringert Möglichkeiten, auf Veränderungen zu reagieren. Daher versuche ich immer, die Last auf die Aussenwände zu verteilen und mit möglichst wenigen Stützen im Innern auszukommen.

Eine weiterer Knackpunkt sind die Balkone. In Deutschland verfügen Pflegeheime üblicherweise nicht über Balkone. Im Wohnungsbau sind sie selbstverständlich. Also muss ich sie bei Pflegeheimen zumindest konstruktiv vorsehen, um später dem Wunsch nach höherem Wohnkomfort zu entsprechen und nachrüsten zu können. Diese vorausschauende Investition wird allerdings meistens nicht getätigt. Ebenso sollten Türverbindungen zwischen Einzelzimmern ohne statische Eingriffe möglich sein.

Wohnkomfort und Kommunikation werden den Ansprüchen der Bewohner gerecht, Flexibilität den Anforderungen der Bauherrschaft an die →

Daheim-Architektur

Interview mit dem Berliner Architekten Eckhard Feddersen

bauliche Wandlungsfähigkeit. Doch wie sieht es mit dem Personal aus? Es braucht ein funktional eingerichtetes Arbeitsumfeld. Wie kann dieser Anspruch in die Planung integriert werden?

Architektur nimmt wesentlichen Einfluss auf die Mitarbeiterzufriedenheit. In Zeiten des Fachkräftemangels darf dieser Faktor nicht aus dem Blick geraten. Die Belange der Pflegenden spielten schon immer eine Rolle, wenn ein Heim neu gebaut oder saniert wurde. Allerdings wurde selten die gesamte Planung auf ihre Auswirkungen auf die Mitarbeiterschaft überprüft. Bereits bei den ersten Entwürfen werden Eigenschaften eines Hauses festgelegt. Entscheidend ist der Grundriss: Wir brauchen ein Heim der kurzen Wege. Muss eine Mitarbeiterin ständig in einen anderen Trakt laufen, geht nicht nur Arbeitszeit verloren, auf Dauer sorgt diese umständliche räumliche Organisation für Frust. Die Verteilung der Funktionsräume wie Wäschelager, Spülen und Dienstzimmer hat daher hohe Priorität. Kaum überschätzen kann man die Bedeutung der Pausenräume. Pflege ist ein physisch wie psychisch fordernder Beruf. Es braucht ruhige Orte, wo Mitarbeiter neue Energie tanken können. Viel Tageslicht, eine qualitätsvolle Gestaltung und vor allem die Möglichkeit des wirklichen Rückzugs sind hier für die Zufriedenheit der Mitarbeiter besonders wichtig.

Sie betonen oft, dass ein Manko der altengerechten Architektur ihr funktionales, praktisches Erscheinungsbild ist. Zimmereinrichtungen und Badausstattungen erinnern eher an ein Krankenhaus als an Wohnräume. Aber benötigen Zimmer mit pflegebedürftigen Bewohnern nicht eine gewisse praktische Handhabbarkeit? Oder stehen vor allem Normen und Vorschriften einer freieren Gestaltung entgegen?

Es ist immer eine Gratwanderung zwischen Funktionalität und Wohnlichkeit. Die Qualität einer gestalterischen Lösung drückt sich darin aus, wie man diesen Gegensatz austariert. Ein gutes Beispiel sind Bodenbeläge. Traditionell herrschen in Pflegeheimen robuste, leicht zu reinigende, glatte Materialien wie etwa Linoleum vor. Das ist sinnvoll und praktisch, wirkt aber oft klinisch. Hier machen der Farbton, der Glanz und die Ausdehnung der Bodenfläche den entscheidenden Unterschied. Selbst wenn ich ein stimmiges, Geborgenheit vermittelndes Farbkonzept umsetze und Spiegelungen vermeide – optisch also alles richtig mache –, kann die Akustik wieder eine institutionelle Atmosphäre erzeugen. Dann hallt es wie auf einem Krankenhausflur und die Wohnlichkeit ist dahin. Das Zusammenspiel der Materialien muss also immer beachtet werden.

Die Normen sollte man eher als sportliche Herausforderung begreifen. Sowohl in der Schweiz wie in Deutschland ist eine Unmenge von Gesetzen und Verordnungen zu beachten. Zum Beispiel müssen Sie im Bereich der Bewohnerbäder eine Vielzahl von hygienischen und technischen Standards einhalten. Und trotzdem kann es gelingen, ein Badezimmer mit guten Hotelqualitäten zu erreichen. Die An-

5

Rückzugsräume

„Pflege ist ein physisch wie psychisch fordernder Beruf. Es braucht ruhige Orte, an denen Mitarbeiter neue Energie tanken können. Vor allem die Möglichkeit des wirklichen Rückzugs ist wichtig."

Abb. 5: Pause im Personalraum im Alterswohnheim Rosenau.

Eckhard Feddersen

bieter im Ausstattungsbereich, seien es Fliesen, Sanitärobjekte oder auch Leuchten, haben auf die veränderten Wünsche in der Pflege reagiert und ihre Sortimente ästhetisch weiterentwickelt. Insofern ist es eine Frage der Kreativität des Architekten und des Budgets des Bauherrn, wie schön ein Badezimmer im Pflegeheim wird. Im Prinzip gibt es immer einen Zielkonflikt zwischen Sicherheit und Wohlgefühl, aber genau deswegen muss immer stärker für das Wohlgefühl gestritten werden, da die Sicherheit im Zweifel immer mehr Befürworter hat.

Die Wahl der Materialien für den Ausbau trägt also klar zu einem angenehmen Wohn- und Arbeitsumfeld bei. Doch solche Ausstattungen sind ein Kostenfaktor. Wie gelingt es Ihnen, sie in Ihren Projekten zu realisieren?

Indem ich die Wirkung im Auge habe und nicht das Material selbst. Unter Architekten waren und sind Imitate verpönt. Aber wenn ich aus Kostengründen vor der Entscheidung stehe, auf die atmosphärische Wirkung zu verzichten oder eben doch Furnier statt Echtholz einzusetzen, handle ich manchmal nicht nach der reinen Lehre und greife auf das immer breitere Angebot an Oberflächen zurück. Oder ich setze Farbe ein, wo das eigentlich gewollte Material schlicht zu teuer ist. Natürlich findet dieser Ansatz auch seine Grenzen. Dann hilft nur noch, dem Bauherrn die Konsequenzen des Sparens am falschen Ende zu verdeutlichen. Was nützt Ihnen ein imposantes Foyer, wenn der Boden nach einem Jahr verwohnt wirkt? Hier erlebe ich in der Schweiz im Vergleich zu Deutschland ein stärkeres Bewusstsein für Qualität. Das tut der Architektenseele sehr gut.

Wenn Sie auf Ihre bisherige Planertätigkeit, die realisierten Bauten zurückblicken, wo gab es im Zuge Ihrer Tätigkeit Veränderungen und Weiterentwicklungen. Was sind für Sie persönlich die zukünftigen Herausforderungen? Was begeistert Sie (nach wie vor) an der Bauaufgabe „Altersheim"?

Seit ich in den 1970er-Jahren mein erstes Haus geplant habe, wurden die Heime immer wohnlicher und immer kleiner. Bis heute begleite ich diese positive Entwicklung und versuche, sie durch gute Architektur zu fördern. Mit der Integration der stationären Pflege ins Wohnquartier, dem Aufgehen der Institution im herkömmlichen Wohnen sind wir in der Entwicklung an einem herausfordernden und spannenden Punkt angekommen. Meine persönliche Herausforderung sehe ich nach wie vor darin, Menschen auch in den letzten Lebensphasen ein würdevolles und angenehmes Wohnen zu ermöglichen. In dieser Aufgabe verstehe ich mich immer noch als einen Lernenden, der Etabliertes gern in Frage stellt, Neues ausprobiert und dabei immer wieder interessanten Menschen aller Altersstufen begegnet, die mich begeistern. ●

Alterszentrum Lanzeln in Stäfa

Preisträger Age Award 2013

von **Andrea Wiegelmann und Alexander Felix**

Durch bauliche und betriebliche Transparenz und Offenheit kann sich das Alterszentrum Lanzeln in Stäfa den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner anpassen – auch jenen kommender Generationen.

Unweit vom Bahnhof im Zentrum von Stäfa, einer Gemeinde am rechten Zürichseeufer, befindet sich das Alterszentrum Lanzeln. Das Hanggrundstück grenzt im Norden an die S-Bahnlinie und die Bahnhofstrasse. Im Süden öffnet sich der Blick über den See. Auf der Parzelle, die der Gemeinde gehört, stand bereits das erste örtliche Altersheim. Ein alter Gebäudeteil wurde erhalten und bildet zusammen mit dem Neubau von Bob Gysin + Partner BGP Architekten aus Zürich die neue kommunale Einrichtung. Der Neubau wurde im laufenden Betrieb an den Bestand angeschlossen und in zwei Etappen errichtet, um den Umzug der Bewohner in ein Provisorium zu vermeiden.

Einbettung und Transparenz

Von der Strasse ist die Kante des polygonalen Neubaus etwas von der Baulinie zurückgesetzt, sodass vor dem Haupteingang eine platzartige Aufweitung entsteht, die einen einladend offenen Eingangsbereich bildet. Von

Die Köchin

„Wer hier im Hause ein und aus geht, muss an uns vorbei. Die Küche befindet sich ebenerdig am Weg zum Eingang. Durch die grossen Fenster, die von der hohen Decke bis zum Boden reichen, sieht man uns sozusagen in die Töpfe. Manche Passanten bleiben kurz stehen oder winken uns zu. Für mich ist es das erste Mal, dass ich in einer so hellen und modernen Küche arbeite. Ebenfalls speziell ist das grosse ‚Showfenster' von dem man in die Cafeteria und ins Restaurant sieht. Viele unserer Bewohnerinnen und Bewohner kommen vorbei. Oft klopft jemand an die Scheibe, wenn er einen Wunsch hat. Durch die zentrale Lage und die transparente Küche können wir so am Alltag unserer Bewohner teilnehmen."

Julia Hohenstein

dort tritt man in die betriebsame öffentliche Lobby des Alterszentrums, wo sich externes und internes Leben mischen. Das transparent gestaltete Erdgeschoss beherbergt ein Café, ein Restaurant, Gemeinschaftsräume für verschiedene Anlässe, eine Bibliothek, Therapieräume und den Coiffeur. Die Küche des Restaurants schliesst direkt an den öffentlichen Bereich an. Eine grosse Glasfläche schafft Blickbezüge zwischen Küchenpersonal und Bewohnern, was die Kommunikation fördert.

Auf dem durchgehenden Sockel aus Garten- und Erdgeschoss lagern leicht gegeneinander verdreht zwei winkelförmige Baukörper mit zwei und drei Stockwerken, die die Wohngeschosse beherbergen.

Um die Wege zu verkürzen und die Orientierung zu vereinfachen, sind Treppenhaus, Bettenlift und Stationszimmer zentral und von überall aus gut sichtbar im Stockwerk angeordnet. Durch die gläsernen Brandschutzabschlüsse sind die Treppenhäuser hell und gut einsehbar. Von dort aus gelangt man in grosszügig dimensionierte, konisch zulaufende Erschliessungsgänge mit Sitzgruppen, Sofas und Einzelstühlen, die in Nischen stehen. Wie Altstadtgassen laden sie die Bewohner zu informellen Treffen mit der Nachbarschaft ein. Die Möbel unterstreichen den wohnlichen Charakter der Geschosse.

An den südlichen Gebäudespitzen – im besten Licht und mit Ausblick auf den See – befinden sich die Gemeinschaftsräume mit den integrierten Gemeinschaftsküchen.

Individuelle Vielfalt

Den Rückzugsbereich bildet das private Zimmer. Die Zimmertüren sind leicht vom Gang abgesetzt und paarweise in Nischen angeordnet. Ein Klingelknopf neben jeder Tür gewährleistet die Privatheit: Pflegepersonen läuten, bevor sie eintreten. Die Tür funktioniert wie eine Wohnungstür, die nur im Notfall vom Pflegepersonal geöffnet werden kann. →

Projektinformationen

Trägerschaft: Politische Gemeinde Stäfa

Rechtsform: öffentlich

Inbetriebnahme Neubau: 2011

Anzahl betriebene Betten 2012: 122

Anzahl Einzelzimmer: 94

Anzahl Doppelzimmer: 14

Angebot/Dienstleistungen: Coiffeur, Kosmetik, Podologie, Physiotherapie, Fitnessraum, Tages- oder Nachtbetreuung wie Kurz- oder Ferienaufenthalt

Günstigster und teuerster Pensionspreis: CHF 113.– bis 152.–

Besitzverhältnisse Grundstück: schuldenfreier Besitz der Gemeinde

Anlagekosten (Total BKP 0-9): CHF 33 551 950.–

Kosten Grundstück (BKP 0): keine

Gesamtvolumen (SIA 116): 40 270 m³

Alterszentrum Lanzeln in Stäfa

Preisträger Age Award 2013

Für 108 Bewohner gibt es 23 m² grosse Einzelzimmer mit eigenem Duschbad. Kleine Kühlschränke in den Zimmern ermöglichen eine gewisse Unabhängigkeit der Bewohner und im Safe kann Persönliches sicher verwahrt werden. Die Bewohner können ihre eigenen Möbel mitbringen – lediglich die Betten stellt das Haus, da sie gesetzlichen Vorschriften und den Anforderungen der Pflege genügen müssen. So sieht man heute individuell in verschiedenen Stilen eingerichtete Zimmer.

In den Ecken der Wohngeschosse sind einige Zweizimmerwohnungen mit kleinem Eingangsbereich und Duschbad platziert. Diese Wohnungen sind bei Paaren gefragt, bei denen mindestens ein Partner pflegebedürftig ist. Erste Erfahrungen zeigten, dass der Schallschutz zwischen den zwei Zimmern wichtig ist, was zu Plananpassungen führte.

Auf der untersten Ebene ist eine Pflegeabteilung mit 18 Plätzen organisiert, die spezielle Sicherheitsanforderungen erfüllt. Von dort aus können die Bewohner – darunter auch Menschen mit Demenz – direkt in den geschützten Garten gelangen. Menschen mit Demenz leben im Lanzeln jedoch nicht in einer eigenen Wohngruppe, sondern Tür an Tür mit den anderen Bewohnern. Diese Mischung entlastet durch eine abwechslungsreiche Tätigkeit das zuständige Pflegepersonal und unterstützt das allgemeine Miteinander im Haus.

Zukunftsfähige Struktur

Die Organisation der Stationen erinnert an den Grundrisstypus der Clusterwohnung, mit dem versucht wird, die Privatheit einer reduzierten Wohnung mit grosszügigen Gemeinschaftsräumen zu verbinden und gegenseitig aufzuwerten.

Der Neubau wurde in zwei Bauabschnitten errichtet: Zunächst wurde 2006-2008 der westliche Neubauteil mit 43 Zimmern und dem gesamten Küchen- und Restaurantbereich errichtet und an den Bestand angeschlossen. Der östliche Trakt wurde 2008-2010 ergänzt. Kein Bewohner musste während der Bauzeit provisorisch untergebracht werden.

Um ein langfristig flexibel nutzbares Gebäude zu erhalten, haben die Architekten eine konsequente Systemtrennung entwickelt. Die Basis des nach Minergie-Standard zertifizierten Gebäudes bildet ein Stahlbetonskelettbau mit aussteifenden Kernen. So konnten fast alle inneren Wände nichttragend ausgeführt werden, sodass künftig bei Bedarf Durchbrüche gemacht oder auch Zimmer ganz neu eingeteilt werden können.

Durch eine umlaufend zweischichtige Fassade hat das Gebäude keine Vorder- und Rückseite. Die innere Fassade besteht aus vorfabrizierten hochgedämmten

Der Stationsleiter Pflege

„Unser Stationszimmer ist durch eine Fensterwand vom Gang getrennt, sodass wir sehen, wer vorbeigeht, und die Bewohner sehen uns. Kontakte ergeben sich auf diese Weise von selbst, auch, weil die Tür offen steht, ausser wir haben gerade Rapport. Mal kommt jemand mit einem Wunsch oder wegen Schmerzen oder auch einfach, um guten Morgen zu sagen. Die Zimmer der Bewohner erreiche ich von hier aus in wenigen Schritten. Am Ende der breiten Gänge lassen Fenster Tageslicht herein und bieten Ausblicke. Gerade in schwierigen Situationen oder bei Sterbebegleitungen empfinde ich diese räumliche Offenheit als wohltuend."

Gallus Keller

Holzelementen, die einen niedrigen Grauenergiewert haben, und wird umhüllt von einer vorgelagerten Schicht aus geschosshohen Glaselementen. Nur der Abstand zwischen beiden Schichten wird – etwa bei den Balkonen – entsprechend vergrössert. Die auskragenden Stahlbetonplatten der Balkone stellen sicher, dass kein Brand auf andere Stockwerke überschlägt.

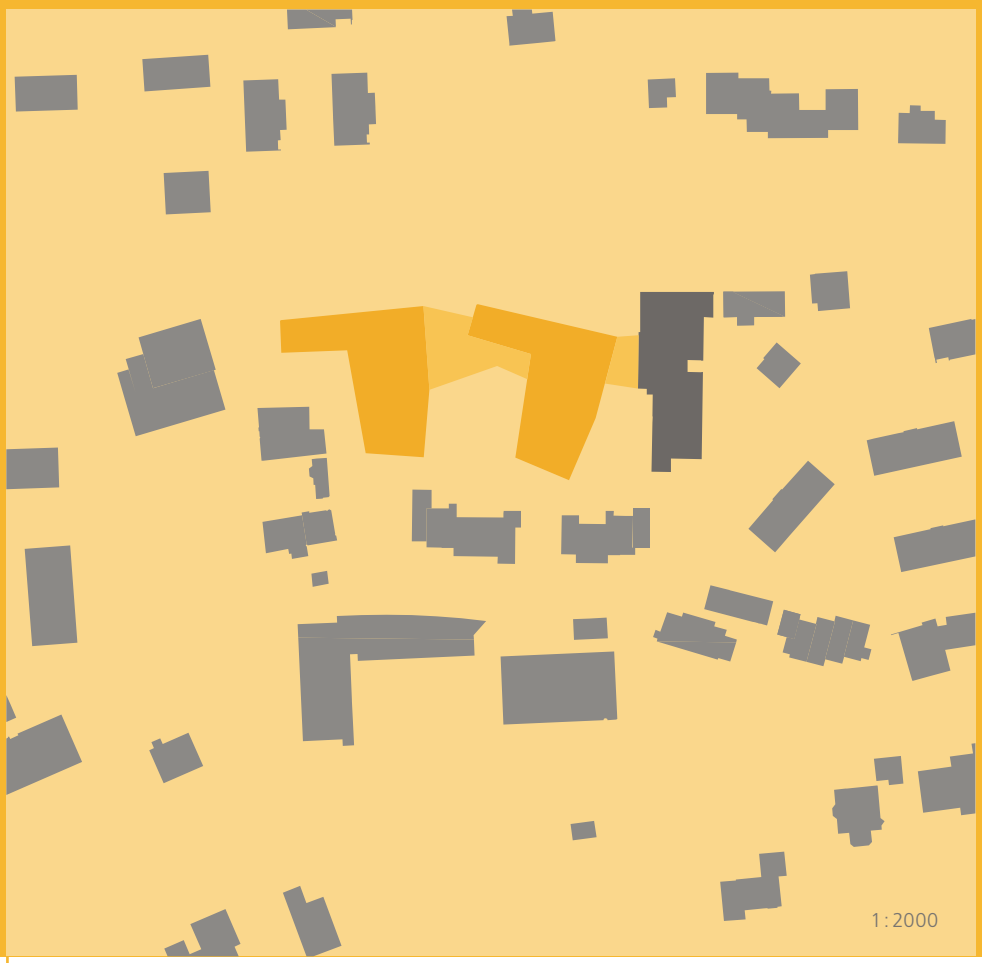
Materialität

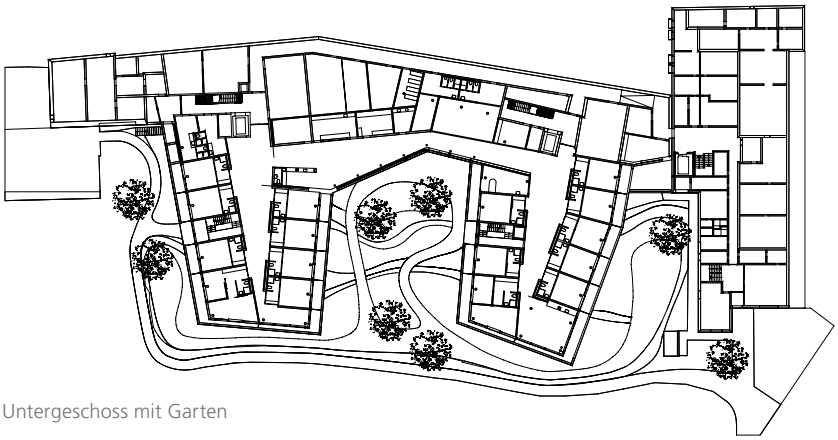
Das Haus ist um die Bedürfnisse der Bewohner sowie um die betrieblichen Abläufe herum gebaut und unterstützt so die Aktivität im Alterszentrum. In den Zimmern und den privaten Nasszellen kommen diese unterschiedlichen Anforderungen von Wohnen und Pflege auf engstem Raum zusammen: Um die Arbeit der Pflegekräfte zu unterstützen, sind alle Materialien langlebig, auf häufige Bewohnerwechsel ausgerichtet und schnell und gründlich zu reinigen. Es gibt schwellenlose Übergänge, rutschhemmende Bodenbeläge und Bodenabläufe zur effizienten Reinigung. Ausserdem sind Sitze, Griffe, Haken und Ablagen so angeordnet, dass sich private und pflegerische Nutzung nicht stören. Die verschiedenen Elemente unterscheiden sich durch Farben und Materialien.

Beim aufmerksamen Gang durch die Korridore fällt auf, dass im zweiten Bauabschnitt hellere und lebhaftere Farben gewählt wurden, während im ersten Bauabschnitt dunkle und warme Töne für Boden und Türen vorherrschen.

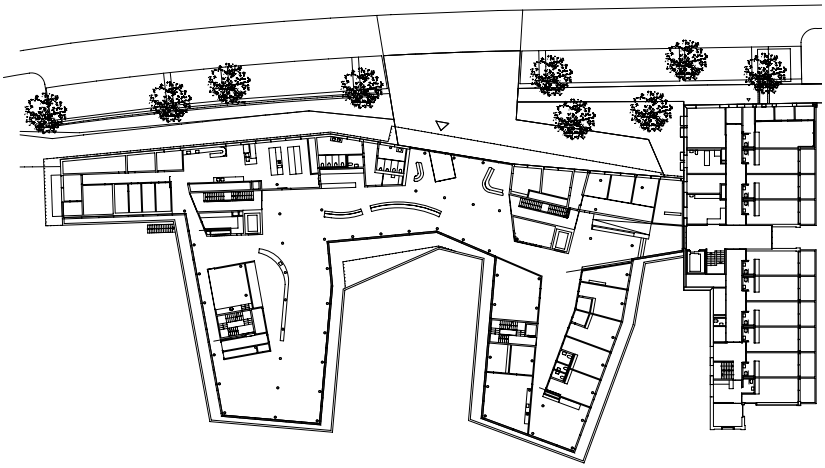
Die Zimmer selbst sind zurückhaltend mit warmen Materialien gestaltet: Die Zimmerwände überzieht eine widerstandsfähige Glasfasertapete, die durch ihre textile Anmutung nicht so hart wirkt wie ein Wandabrieb. Die Tapete wiederum ist weiss gestrichen und kann – wie auch die Wohnungstür – bei einem Bewohnerwechsel neu gestrichen werden. Der Boden ist mit einem dunklen Parkett aus geräucherter Eiche belegt, der eine 7 Millimeter dicke Nutzschicht aufweist, die mehrmals abgeschliffen werden kann. Die Fassade besteht aus hellerem Lärchenholz und grossen Fensterflächen mit einer niedrigen Holzbrüstung, sodass man im Sitzen hinausschauen kann. Eine barrierefreie Glastür führt hinaus auf den mit einem Lärchenholzrost belegten tiefen Balkon. Als Blick-, Sonnen- und Windschutz kann man die leicht bräunlich getönten Glasschiebeelemente individuell dorthin verschieben, wo man die Schutzwirkung benötigt. Wie durch eine Sonnenbrille hat man weiterhin eine gute Sicht und ist dahinter doch geschützt.

Inzwischen zeigt sich, dass die Balkone von den Bewohnern völlig unterschiedlich genutzt werden. Die einen haben ihren Freisitz individuell möbliert und begrünt und nutzen ihn als erweiterten Wohnraum, wenige machen dort gar nichts und gehen vielleicht nicht einmal hinaus, sodass die persönliche Aneignung durch die Bewohner das Bild des Hauses prägt.

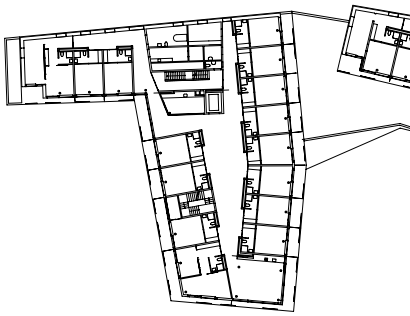




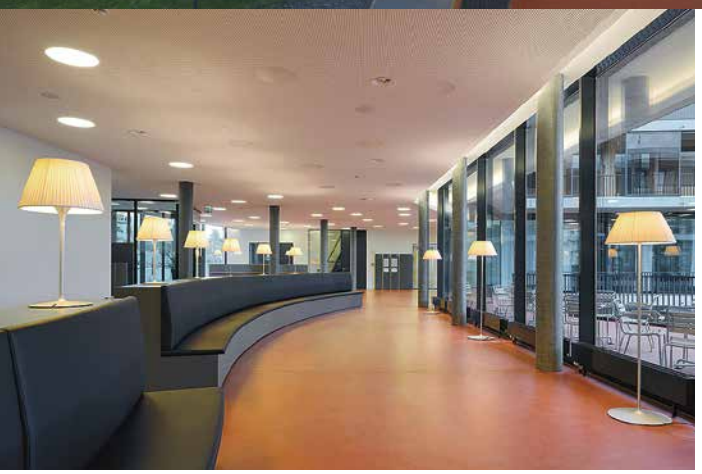
Untergeschoss mit Garten



Erdgeschoss



1. und 2. Obergeschoss



Bauherrschaft:
Politische Gemeinde Stäfa

Generalplanung/Architektur:
Bob Gysin + Partner BGP
Architekten ETH SIA BSA, Zürich

Tragkonstruktion:
Aschwanden & Partner Ingenieure
und Planer ETH/SIS AG, Rüti ZH

HLKSE-Planung:
3-Plan Haustechnik Planer Energie
und Haustechnik, Winterthur

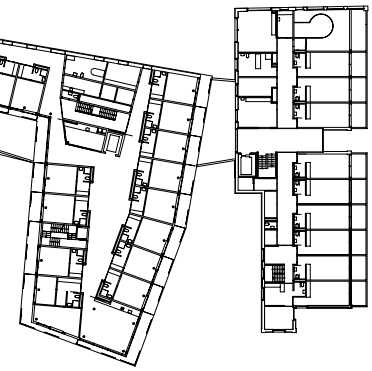
Gastronomieplanung:
Planbar, Zürich

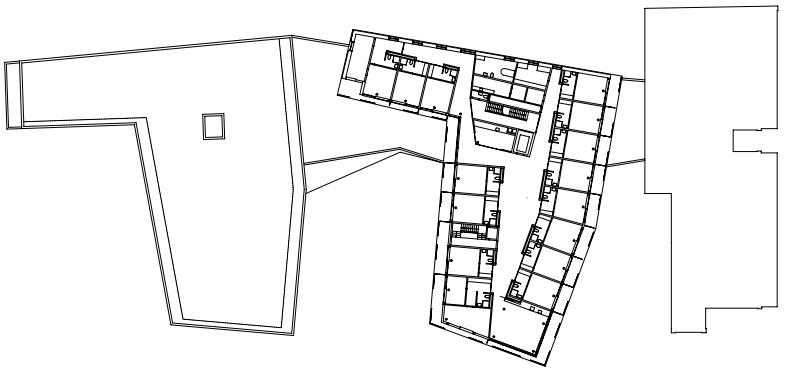
Landschaftsarchitektur:
Planetage, Zürich

Bauphysik:
BAKUS, Zürich

Lichtplanung:
Reflexion, Zürich

Generalunternehmung:
Arigon, Zürich





3. Obergeschoss

Unsere Ideen funktionieren

Interview mit dem Architekten Ruedi Trachsel von Bob Gysin + Partner, Zürich.

Das Gespräch führten
Andrea Wiegelmann und Alexander Felix

Welche Fragen beschäftigten Sie beim Wettbewerb zum Alterszentrum Lanzeln hauptsächlich?
Mit der Ausschreibung erhielten wir das Leitbild des Alterszentrums, das uns sehr geholfen hat, die Haltung der Bauherrschaft zu verstehen. Wir haben versucht das Gefäss zu entwerfen, in dem diese Philosophie im Alltag gelebt werden kann. Um das grosse Volumen in die urbane Situation einzufügen, haben wir den Baukörper in den oberen Geschossen geteilt und reagieren mit abgewinkelten Fassaden auf den Ort. Das Erdgeschoss ist das volumetrisch und funktional verbindende Element. Die Bauaufgabe stellt eine weitere grosse Herausforderung dar. Ein Altersheim muss seine Funktion perfekt erfüllen und gleichzeitig eine Wohnlichkeit vermitteln, in der sich ältere Menschen zuhause fühlen. Die Bewohnenden sollen weiterhin am öffentlichen Leben teilnehmen können. Wir wollten das Haus öffnen und zu einem Quartierzentrum entwickeln und haben deshalb im weitläufigen Foyer mit Empfang und Café den öffentlichen Nutzungen grossen Stellenwert gegeben. Dass unsere Ideen funktionieren, zeigt uns etwa der gestiegene Umsatz des Cafés.

Neben den Entwurfsanforderungen mussten Sie ein nachhaltiges Gebäude schaffen und mit dem bestehenden Bau einen Umgang finden.
Die Ausschreibung forderte nicht direkt ein nachhaltiges Gebäude. Es ist aber ein Thema, das unser Architekturbüro seit Jahren beschäftigt. Entscheidende Punkte sind dabei die Erstellungskosten, die langfristige Wirtschaftlichkeit und die Funktionalität. Dazu gehören Aspekte wie Grundriss, Layout, Materialisierung sowie energetische und ökologische Betrachtungen. Wir haben den Neubau als Minergie-Eco-Haus geplant, aber nicht nach Eco-Standard zertifiziert, um eine grössere Entscheidungsfreiheit bei der Materialwahl, zum Beispiel beim Küchenboden, zu schaffen. Wir haben die Mittel gezielt dort eingesetzt, wo es wichtig war, sodass wir nach der Schlussrechnung im Vergleich mit anderen Einrichtungen sehr gut dastehen.

Ihre Ansprechpartnerin für die Bedürfnisse des Alterszentrums war Frau Sarraj. Welche Impulse ergab der Austausch für Ihren Entwurf?
In den Sitzungen zur Weiterentwicklung unseres Wettbewerbsprojekts war es für mich sehr faszinierend mitzuerleben, wie Frau Sarraj, die Heimleiterin, ihren Betrieb im Kopf hat und für alle Bewohner, Mitarbeiter und Abläufe mitdenkt. Zahlreiche Ideen und Details konnten wir so gemeinsam realisieren. Etwa eine Sonnerie, um die Privatheit der Bewohner zu gewährleisten: Die Zimmertür funktioniert wie eine richtige Wohnungstür, Pflegepersonen läuten, bevor sie ins

Die Architekten

„Unser nachhaltig konzipierter Neubau sucht eine Identität zwischen Bahngleisen und Hauptstrasse. Das Gebäude nimmt die unregelmässigen Fluchten der Umgebung auf und integriert sich in die Massstäblichkeit des Ortes. Die Eingangsebene funktioniert als Quartierzentrum, das Bewohner und Gäste durch räumliche Offenheit in die Abläufe integriert. Wichtig war uns, dass die fliessend gestalteten Erschliessungen mit Sitzecken und Ausblicken zum Verweilen einladen und alle Zimmer Seeorientierung haben. Auf der Gartenebene haben wir die Wohngruppen um einen Garten als grüne Mitte angeordnet, der als geschützter Aufenthaltsort genutzt werden kann."

Abb. links: Ruedi Trachsel (l), Bob Gysin (m), Marco Giuliani (r)

Bob Gysin + Partner BGP Architekten

Zimmer kommen. Nur im Notfall kann die Tür vom Personal geöffnet werden.

Das bestehende Pflegeheim wurde während der Bauzeit weiter genutzt. Wo lagen die Schnittstellen und wie haben Sie die Etappen organisiert?
Bauen im Bestand und unter Betrieb verursacht Aufwand und ist für alle Betroffenen nervenaufreibend, es zwingt zu Kompromissen während der Etappen und erfordert viel Motivationsarbeit durch die Heimleitung. Zum Beispiel gab es einen langen temporären Gang zwischen dem bestehenden und dem neuen Bau. Lange Transportwege um die Baustelle herum erschwerten die Arbeit, besonders bei der Nachtwache oder der Essenverteilung. Oder die zentrale Lüftungsanlage wurde im ersten Bauabschnitt eingebaut, war zu diesem Zeitpunkt aber noch überdimensioniert. Sie musste zunächst für den halben Bau eingestellt und später für das Ganze erneut angepasst werden. Ausserdem war in der Bauzeit der Reinigungsaufwand natürlich hoch. Das führte dazu, dass die anfängliche Euphorie im Lauf der zweijährigen Bauphase schwand. Die Vorfreude, den Neubau bald in Besitz nehmen zu können, wuchs erst wieder, nachdem die Baumeisterarbeiten abgeschlossen waren und der Innenausbau begann.

Warum gibt es im Gebäude Unterschiede in der Ausführung der Oberflächen?
Die Unterteilung in zwei Bauetappen hatte auch Vorteile, denn sie gab uns Möglichkeiten, aus der ersten zu lernen. So wollten wir zunächst eine möglichst ruhige, zurückhaltende Stimmung schaffen und haben hierzu in den halböffentlichen Bereichen einen dunklen Linoleumboden mit anthrazitfarbenen Türen abgestimmt. Nach Bezug der ersten Etappe sind wir aber zum Schluss gekommen, dass diese Zone etwas mehr Frische vertragen würde, und haben in der zweiten Etappe einen grauen Linoleum mit hellgrünen Türen kombiniert. Diese Lösung wurde sehr gut angenommen.

In den öffentlichen Bereichen sowie in den Geschossen gibt es Kunstwerke. Von wem kam hierfür die Initiative?
Für die Kunst am Bau veranstaltete die Gemeinde einen Wettbewerb, aus dem Bessie Nager mit ihrem Gartenbild als Siegerin hervorging. Die Künstlerin wurde auch beauftragt den Raum der Stille zu gestalten.

Für die kuratierte Kunst in den öffentlichen Bereichen durften wir verschiedene Künstler vorschlagen. Für das oberste Stockwerk etwa haben wir uns zusammen mit der Heimleitung für grossflächige Wandmalereien von Dominique Lämmli entschieden. Ausserdem hat die Galeristin von der Galerie Bob Gysin das Bilderlager des Heims gesichtet und eine Auswahl dieser Bilder in einer Sankt-Petersburger-Hängung in einen grösseren thematischen Kontext eingebunden.

Unser Haus ist offen

Interview mit Marie-Louise Sarraj (Heimleiterin) und Hans Ulrich Scheller (ehem. Fürsorgevorstand der Gemeinde Stäfa)

Das Gespräch führten
Andrea Wiegelmann und Alexander Felix

Woher kam die Initialzündung für den Neubau? Haben Sie vom Vorgängerbau gelernt?
Scheller: Die Initialzündung kam vom Betrieb und der bis 2002 zuständigen Gemeinderätin Verena Köppel. Man hatte erkannt, dass der Altbau heutigen und künftigen Anforderungen nicht mehr genügte. Da die Zimmer zu klein waren, entwickelte man ein Projekt mit zusammengelegten Zimmern. Diese wären aber zu gross geworden und die Bettenzahl hätte sich halbiert. Auch Erweiterungsmöglichkeiten in Nachbargebäuden wären betrieblich nicht umsetzbar gewesen. Ausserdem hätte die Kapazität nicht ausgereicht. Stäfa wuchs von 1990 bis 2005 um ungefähr 20% von rund 10 500 auf 12 700 Einwohner – heute sind es schon rund 14 000.

Also erarbeiteten wir Grundlagen für einen Neubau. Unser Hauptansprechpartner in der Gemeinde war der Verein für Altersfragen, der eine Art Dachorganisation für verschiedene örtliche Gruppen von den „Senioren für Senioren" über Pro Senectute bis hin zu den Kirchen ist. Das hat die Kommunikation erleichtert. Allerdings war es nicht einfach zu vermitteln, dass ein Neubau nötig war. Das alte Heim war erst dreissig Jahre alt, und viele wollten es weiternutzen.

Die Schwierigkeit war, dass niemand wusste, wie sehr sich das Thema Betreuung und Pflege verändern würde.
Sarraj: Das alte Gebäude hatte einen unpraktischen, verschachtelten Grundriss ohne Nebenräume. Wir haben daher darauf geachtet, dass das neue Gebäude flexibel ist, um künftige Pflege- und Raumkonzepte mit wenig Auf-

Eine Bewohnerin

„Im Sommer verbringe ich die meiste Zeit auf meinem Balkon. Den Holzboden schaue ich gerne an, er ist irgendwie ‚heimelig'. Die getönte Fensterscheibe lässt sich verschieben. Je nach Sonnenstand ist das sehr praktisch. Nur eine Glaswand trennt mein Balkonabteil von dem meiner Nachbarin, daher sehe ich vom Tisch aus bis zum Albispass. Und auch zur Kirche, wo sich der Friedhof befindet, auf dem mein Mann beerdigt ist. Mir gefallen auch die Fensterrahmen aus Holz und der breite Sims, auf dem ich die Winterblumen und die Kakteen stehen habe. Und den Radio, den nehme ich übrigens auch hinaus auf den Balkon."

Sonja Peer

wand realisieren zu können. Die Ideen verändern sich ja laufend. Als ich vor 15 Jahren in Stäfa als Pflegeleiterin begann, sprach man noch vom 3-Stufen Modell: Die Betagten sollten zuerst in einen selbstständigen Haushalt in einer Alterswohnung mit Küche ziehen, dann ins Altersheim, wo man ihnen die Haushaltarbeiten abnahm, und schliesslich ins Pflegeheim. Der Entscheid zum Umzug ins Altersheim ist oft schmerzhaft. Und dann soll man bei einer Verschlechterung wieder umziehen? Ich denke, es wird immer wichtiger, dass Betagte zuhause wohnen und dort Unterstützung bekommen, solange die Wohnsituation dies zulässt. Ins Alterszentrum sollte man eintreten, wenn eine gute Betreuung zuhause nicht mehr gewährleistet ist.

Unsere Bewohner treten durchschnittlich erst mit 88 Jahren ein und benötigen Unterstützung. Unser Ziel war eine integrative Belegung der Abteilungen. Das volle Angebot der Pflege sollte in allen Zimmern im Neubau möglich sein, sodass man nur in Ausnahmesituationen umziehen muss. Der Wohnort der Bewohner soll sich nicht nach den Pflegeteams richten, sondern die Spezialisten sollen dorthin gehen, wo ihre Unterstützung benötigt wird.

Ihr Leitbild war Teil der Ausschreibung. Wie haben sie diese Grundlagen erarbeitet?

Scheller: Uns war eine professionelle Bauherrenbegleitung wichtig. Ernst Basler & Partner bereiteten in der Anfangszeit jede Kommissionssitzung vor, übernahmen die Protokollführung, trafen die nötigen Abklärungen, empfahlen uns Meilensteine und gaben uns zahlreiche weitere Anregungen. Während der Realisierung begleitete uns Beat Hintermann von Archinet, Zürich.

In einem ersten Schritt haben wir für das künftige Alterszentrum zusammen mit den Vertretern des Vereins für Altersfragen ein neues Leitbild entwickelt. Wir definierten z.B., dass wir Demenzpflege und nur Einzelzimmer anbieten. Unseren Entwurf schickten wir dann zur Vernehmlassung zu den örtlichen Parteien, Vereinen und Kirchen. Das Ergebnis floss ins Leitbild ein. Stäfa ist immer noch ein Dorf, wo viele Leute stark verwurzelt sind. Da ist dieses Echo wichtig!

Haben Sie nach der Juryentscheidung diskutiert, wo das Siegerprojekt angepasst werden muss?

Scheller: Ein Wettbewerbsprojekt ist ja ein Vorprojekt, das noch ausgearbeitet werden muss. Eine besondere Herausforderung war die Etappierung des Bauablaufs. Das hat das Siegerprojekt von Bob Gysin + Partner optimal gelöst. Trotzdem dauerte es eineinhalb Jahre, bis wir ein ausgereiftes Projekt der Bevölkerung zur Abstimmung vorlegen konnten. Das war eine intensive Phase.

Sarraj: Wir hatten mindestens alle zwei Wochen eine Sitzung mit den Architekten und Fachplanern, hinzu kamen noch die Vor- und Nachbereitungssitzungen mit meinen Teamverantwortlichen, um Ideen zu bün- →

Unser Haus ist offen

Interview mit Marie-Louise Sarraj (Heimleiterin) und Hans Ulrich Scheller (ehem. Fürsorgevorstand der Gemeinde Stäfa)

deln und auf Betriebstauglichkeit zu prüfen. So hatte man immer vor Augen, was in unserem Haus stattfindet, welche Prozesse funktionieren müssen. Angefangen hatte das schon beim Zusammenstellen des Raumprogramms. Nach dem Wettbewerbsentscheid haben wir Details verfeinert. Dass wir so viel Einfluss nehmen konnten, macht mich heute sehr zufrieden.

Scheller: Ein ganz wichtiger und politisch heikler Entscheid war, dass wir die Demenzpflege im Ort ausbauen wollten. Stäfa bildete damals mit sechs weiteren Gemeinden einen Zweckverband, der ein Demenzheim in Uetikon betrieb. Als zwei weitere Gemeinden aus finanziellen Gründen nicht mehr mitmachen wollten, wurde der Verband aufgelöst.

Sie haben eine spezielle Abteilung für Demente, aber nicht alle Patienten wohnen dort?

Sarraj: Diese Abteilung liegt im Gartengeschoss, aber es sind wenige, die wir dorthin verlegen müssen. Technische Möglichkeiten wie GPS oder Klingelmatten erlauben es uns, die meisten Betroffenen überall zu betreuen. Wir haben daher durchweg gemischte Abteilungen und keine ausschliesslich für sehr demente Menschen. Im Gartengeschoss wohnen auch Leute, weil sie gern im Garten sind oder Höhenangst haben. Darüber hinaus gibt es Personen, für deren Wohlbefinden der geschützte Rahmen, die ruhige Tagesstruktur und die Weitläufigkeit im Gartengeschoss sehr förderlich sind.

Für das Zusammenleben ist die Durchmischung von unterschiedlichen Diagnosen und Pflegegraden wertvoll. Sie weckt gegenseitig Ressourcen und gibt Selbstwertgefühl. Auch für die Mitarbeitenden ist es gut, wenn sie sich immer wieder auf verschiedene Patienten einstellen müssen. Und für Angehörige ist es angenehmer, eine gemischte Abteilung zu besuchen.

Scheller: Wichtig war der Entscheid für Einzelzimmer. Bei ihrer Grösse gingen wir auf rund zwanzig Quadratmeter, damit es bei Bedarf möglich ist, jedes Zimmer mit zwei Betten zu belegen.

Sarraj: Das Thema Einzelzimmer beschäftigte mich schon lange. Ich habe erlebt, wie schwierig es ist, dass zwei Menschen über längere Zeit in einem Zimmer gut harmonieren. Es ist wichtig, in einem Neubau Einzelzimmer zu realisieren. Jeder Mensch soll sich zurückziehen können und hat Anspruch auf Privatsphäre. Der Einsamkeit kann man anderweitig entgegenwirken.

Sie bieten aber auch Pflegewohnungen für Paare an.

Sarraj: Dort machen viele Paare aus Stube und Schlafzimmer zwei separate Wohnschlafzimmer. Besonders wenn nur ein Partner Pflege braucht, stört dessen Betreuung und der abweichende Schlafrhythmus den anderen sonst oft.

Wie haben Sie Ausstattung und Materialisierung ausgewählt?

Sarraj: Das war ein entscheidender Punkt, bei dem wir glücklicherweise alle ähnliche Vorstellungen hatten: Wir legen Wert auf schönes Wohnen, das zugleich im Unterhalt praktisch ist. Wir haben viele andere Häuser besichtigt, um zu sehen, wie sie organisiert sind und welche Materialien sie einsetzen. Wir suchten etwas Stilvolles und Zeitloses.

Die Heimleiterin

„Das grosszügige und offene Eingangsgeschoss ermöglicht eine vielfältige, flexible Nutzung: Vom Schlagernachmittag in der Cafeteria, bis hin zur Vernissage oder zum Weihnachtsessen mit vielen Gästen. Die praktische und transparente Anordnung vom öffentlichen Bereich ermöglicht uns bei solchen Anlässen eine effiziente Zusammenarbeit der verschiedenen Bereiche. Ich bin räumlich aber auch nahe an den Bewohnerinnen und Bewohnern. Von meinem Arbeitstisch aus höre ich beispielsweise, was sie vom Mittagessen gehalten haben. Die architektonische Offenheit belebt und animiert zu einer entsprechenden Haltung."

Marie-Louise Sarraj

Scheller: In der Kommission war uns wichtig, ein Gebäude zu bauen, das die Wohnbedürfnisse künftiger Generationen erfüllen kann. Das führte zum Beispiel zum Entscheid, Duschen statt Badewannen einzubauen. Für Leute, die gerne baden, haben wir fünf Badewannen im Haus.

Sarraj: Auch die Gestaltung des Eingangsbereichs war wesentlich. Man soll beim Eintreten nicht gleich ans Altersheim denken. Spannend ist, dass im neuen Haus die Besucherzahlen und auch der Umsatz im Café stark angestiegen sind. Der ganze Bereich lässt sich flexibel nutzen. Die Gäste, auch junge, kommen gern zu Besuch, weil sie das Gefühl haben, in ein schönes Hotel zu kommen.

Scheller: Da kam uns auch das Wettbewerbsprojekt von Bob Gysin + Partner mit dem Namen „Mitte" entgegen: Vom zentralen offenen Eingangsbereich wird das ganze Haus erschlossen.

Wie wichtig ist die Architektur für die Kommunikation und den Austausch?

Sarraj: Mich stört, wenn alles abgeschlossen ist und Heimleiter einen Schlüsselbund bei sich haben wie im Hochsicherheitstrakt. Unser Haus ist offen, meine Bürotür auch und viele Kolleginnen machen es genauso. Ich habe das Gefühl, diese Offenheit färbt auf die Menschen ab. Das Haus gibt uns eine Struktur, in der wir flexibel und vielfältig wohnen und arbeiten können. Das ist anregend.

Was empfehlen Sie anderen Bauherren von Alterszentren?

Scheller: Nicht am falschen Ort sparen! Die Mehrkosten einer professionellen Bauherrenbegleitung machen sich bezahlt. Auch mit dem Entscheid, mit einer Generalunternehmung zu bauen, sind wir zufrieden. Natürlich hatten wir das Glück, dass unser Alterszentrum das erste Referenzprojekt der Generalunternehmung ARIGON war. Sie investierte viel, um ein gutes Echo zu bekommen.

Eine gute Konstellation also. Sie mussten alle gut miteinander kommunizieren können …

Scheller: Manchmal gab es Ermüdungserscheinungen, weil wir so lange diskutiert haben, bis möglichst viele einverstanden waren. Dafür brauchte es so nur wenige Abstimmungen. Wir haben den Sitzungsrhythmus entsprechend angepasst: alle 14 Tage in der Realisierungsphase, vorher vielleicht alle drei, vier Wochen – und wenn nötig zusätzliche Sitzungen. Man muss bereit sein, dynamisch zu führen und zu reagieren. Das war ein Schlüssel für den späteren Erfolg.

Sarraj: Ein weiterer Schlüssel war die Stabilität im Team. Es ist wichtig, dass die Schlüsselfiguren auf Bauherren-, Betreiber- und Planerseite gleich bleiben und gut zusammenarbeiten.

Scheller: Ja, auch in der politischen Philosophie. Dir war wichtig, dass du mit deinem Kader und den einzelnen Gruppen zusammen diese Planung machen konntest. Und für mich war die Kommunikation mit all denen wichtig, die sich in der Gemeinde mit Altersfragen beschäftigten, um sie ins Boot zu bringen. ●

Alterswohnheim Rosenau in Matten bei Interlaken

Jury-Anerkennung Age Award 2013

von **Andrea Wiegelmann und Alexander Felix**

Mutige Planänderungen der Trägerschaft, flexible Architekten und die hohe Bedürfnisorientierung aller Beteiligten haben zur Realisation eines Neubaus geführt, der Betagten heute ein wirkliches Daheim in einem anregenden Wohnumfeld bietet.

Zwischen Thuner- und Brienzersee und zu Füssen von Eiger, Mönch und Jungfrau ist Interlaken eine beliebte Destination für Besucher aus aller Welt. Zusammen mit den Gemeinden Unterseen und Matten ist der Ort mit etwa 15000 Einwohnern das Zentrum des Berner Oberlands mit über 30000 weiteren Einwohnern im Einzugsgebiet. Die kantonale Verwaltung rechnet im Agglomerationsgebiet mit einem Bevölkerungswachstum bis 2020 von über 5 Prozent – zugleich wird die Bevölkerung im Berner Oberland immer älter.

Vielfalt an zentralem Ort

Um den steigenden Pflegebedarf zu decken, hat der Verein Pro Senectute der Region Interlaken als Träger in Matten das neue Alterswohnheim Rosenau errichtet. Für Hans Nyffenegger, Präsident der Pro Senectute der Region Interlaken, gehört es zum Auftrag, für Frauen und Männer im hohen Alter da zu sein, da diese Lebensphase genauso zum Leben gehört wie die Kindheit,

Der Architekt

„Unser Büro ist auf klassische Weise zu diesem Projekt gekommen, indem wir den Wettbewerb gewonnen haben. Das hat uns natürlich gefreut, zumal wir bis dahin keinen engeren Bezug zum Berner Oberland hatten. Die Zusammenarbeit in diesem ‚Kulturkreis' hat mich während der Realisierung sehr beeindruckt: Die verschiedenen Unternehmer, von denen die meisten aus der Region sind, kommunizierten offen und engagiert. Wenn zum Beispiel etwas fehlte, sprach man direkt miteinander und schaute nicht nur für sich. Den starken Ortsbezug spürt man im Haus, zum Beispiel mit den Wandverkleidungen aus einheimischer Fichte oder den Bergbildern des lokalen Malers Ritschard. Das ist eine grosse Qualität."

Jürg Schmutz

die Jugend und die beruflich-familiär aktive Zeit. Dass heute immer mehr Menschen diese Phase erreichen, sollte kein Grund zur Klage sein. Damit das hohe Alter nicht als Bedrohung erscheint, bietet das Alterswohnheim Rosenau drei angepasste Wohnformen an einem Ort an: „Wohnen mit Dienstleistungen" für Personen ohne und ein Alterswohnheim für Personen mit Pflegebedarf sowie eine Wohngruppe für Menschen mit Demenz.

Den dreistöckigen Neubau hat die IAAG Architekten AG aus Bern in ein gewachsenes Wohngebiet eingebettet. Auf den ersten Blick entspricht der architektonische Ausdruck dem zeitgenössischen Wohnungsbau: Umlaufende Betonbänder zeichnen die Geschosse nach, dazwischen spannen geschosshohe Ausfachungen aus umbrafarbenen Faserzementplatten, die sich mit raumhohen Fenstern in Holzrahmen abwechseln.

Das im Vergleich mit den benachbarten Einfamilienhäusern grössere Gebäude ist durch eine geschickte Bearbeitung des Volumens so aufgebrochen, dass gut proportionierte Teilansichten entstehen und der Betrachter aus keinem Blickwinkel die gesamte Grösse wahrnimmt. Diese Wirkung wird unterstützt durch horizontale Verschiebungen der Geschosse im Süden und im Norden, die grosszügige Balkone bilden.

Der z-förmige Grundriss fasst unterschiedliche Aussenräume: Im Nordosten definiert er den offenen Eingangshof samt Parkierung. Im Südwesten öffnet sich der Winkel und beherbergt den Garten der Wohngruppe für Menschen mit Demenz. Direkt südlich grenzt der frühere Altersheimbau an. Zukünftig werden dort im Erdgeschoss eine Kindertagesstätte und in den Obergeschossen kleine Wohnungen untergebracht sein, in denen ältere Menschen selbstständig leben und auf Dienstleistungen des Alterswohnheims zugreifen können.

Planänderungen

So selbstverständlich wie sich der fertige Bau in seiner Umgebung →

Projektinformationen

Trägerschaft: Pro Senectute, Region Interlaken
Rechtsform: Verein
Inbetriebnahme Neubau: 9.5.2012
Anzahl betriebene Betten 2012: 48
Anzahl Einzelzimmer: 48
Anzahl Doppelzimmer: 1 Tagesentlastung mit zwei Betten
Angebot/Dienstleistungen: Wohngruppe für 10 demenzerkrankte Menschen, 2 Pflegewohngruppen für je 18 pflegebedürftige Menschen, 2 Ferienzimmer, Mittagstisch/Mahlzeitenservice, Garten mit Bewegungsgeräte Ab 1.8.2013: Fitnessraum für Bewohner und Mitarbeiter, Thermospa, 20 Wohnungen mit Dienstleistungen, öffentliche Kindertagesstätte
Grundpauschale Heim: CHF 158.– pro Tag (Pflegestufe 0)
Besitzverhältnisse Grundstück: Pro Senectute, Region Interlaken
Anlagekosten (Total BKP 0-9): CHF 16 500 000.–
Kosten Grundstück (BKP 0): CHF 2 250 000.–
Gebäudefläche: 3 639 m²
Gesamtvolumen (SIA 416): 11 905 m³

Alterswohnheim Rosenau in Matten bei Interlaken

Jury-Anerkennung Age Award 2013

heute zeigt, ist seine Entstehungsgeschichte jedoch nicht: 2004 prüfte die Pro Senectute in einer Machbarkeitsstudie einen Neubau anstelle des Altersheims in Matten von 1968, das die aktuellen und künftigen Anforderungen nicht mehr erfüllen konnte. 2007 wählte die Jury im Projektwettbewerb zur Erneuerung, Anpassung und Erweiterung des bestehenden Alterswohnheims Rosenau aus 15 Beiträgen das Projekt „Annemarie" von IAAG Architekten AG zur Realisierung aus. Dann entschied sich die Bauherrschaft jedoch, das bestehende Alterswohnheim doch nicht rückzubauen. Nach intensiven Verhandlungen konnte Pro Senectute 2009 das unbebaute Nachbargrundstück für den Neubau ihres Alterswohnheims erwerben und damit auch das Umnutzungspotenzial des Altbaus erschliessen.

Tritt man heute von Norden durch den Eingang, den eine kleine Gebäudeauskragung schützt, in den Neubau, bemerkt man die gute innere Organisation, die bereits im Jurybericht gelobt wurde: Die gewählte Form mit der Erschliessung in der Mitte des Gebäudes erzeugt eine Gemeinschaftszone, die in allen Geschossen eine Drehscheibe für Besuchende, Bewohner und Betreuende bildet. Beim Eintreten finden man sofort eine Anlaufstelle und kann sich orientieren. Diese Zone wirkt einladend und übersichtlich. Das Erdgeschoss öffnet sich mit öffentlichen Räumen wie Cafeteria und Mehrzwecksaal zur Strasse, sodass auf selbstverständliche Art ein Kontakt mit der Bevölkerung entsteht.

Die Demenzabteilung für zehn Bewohner liegt mit ihrem separaten Garten schützend abgeschirmt im Westen. Die innere Organisation in den Obergeschossen ist nicht nur zweckmässig gelöst, sie ist auch attraktiv für die Bewohnenden. Die Wege für Betreuende sind kurz und übersichtlich.

Signaletik, Farbkonzept und Material

Wer aus dem Lift oder dem Treppenhaus mit den leuchtend grün gestrichenen Wänden tritt, den empfängt auf jedem Stockwerk ein markantes Bergmotiv. Die in Punkte aufgelöste Signaletik ist besonders für Menschen mit visuellen Beeinträchtigungen und Orientierungsproblemen leicht zugänglich. Sie ermöglicht das Erkennen der jeweiligen Wohngeschosse und schafft so Sicherheit und Vertrauen. Das fördert die Mobilität und Selbstständigkeit der Bewohner und verbessert die Lebensqualität.

Die Gänge in den beiden oberen Wohngeschossen sind mit hellgrauem Kunstfaser-Schlingenteppich belegt, der im Gegensatz zu einem üblichen Heim- oder Spitalgang einen wohnlichen Eindruck vermittelt und viele Geräusche schluckt, auch die Schritte der Nachtwache. Diese Vorzüge wiegen den im Vergleich zu Hartbodenbelägen erhöhten Pflegeaufwand und die auf 10–15 Jahre reduzierte Lebensdauer auf.

Direkt gegenüber dem Stationszimmer, im Zentrum der sich konisch aufweitenden Stationsgänge, ist ein Gemeinschaftsraum platziert, der den Bewohnern eine Art Wohnzimmer ist.

Die Leiterin Betreuung und Pflege

„Mir ist es wichtig, dass man die Unterstützung des Bewohners in jeder Situation würdevoll gestalten kann. Dafür braucht es Bewegungsfreiheit. Die haben wir hier – auch in den Nasszellen, die gross und sinnvoll eingerichtet sind. In der Pflege ist das eine Arbeitserleichterung, die wir täglich spüren. Der interessanteste Ort im Rosenau ist für mich der grosse zentrale Raum auf der Etage, der als Essbereich und gemeinsames Wohnzimmer dient. Hier habe ich täglich spontane und sehr wertvolle Begegnungen mit den Bewohnern."

Karin Sperlich

Die raumhohe Verglasung bietet – wie auch in den Zimmern – sitzenden und liegenden Personen ein freies Blickfeld hinunter auf die Strasse, in den Garten und auf die Bergwelt.

Nasszellen und Wohlfühlbad

Jedes der 48 Bewohnerzimmer (18 m²) verfügt über eine Nasszelle mit Dusche und WC, die dank der Reduktion der sichtbaren Hilfsmittel einladend und wohnlich erscheinen. Die Form der 1,75 auf 2 Meter grossen Nasszellen und die Anordnung der Sanitärobjekte sind das Resultat intensiver Planung. Sie sind so bemessen und eingerichtet, dass es genug Manövrier- und Abstellfläche für einen Rollator oder Rollstuhl gibt. Haltegriffe und weitere Hilfsmittel sind vorgerüstet, werden aber erst bei Bedarf des Bewohners installiert. Die Gerätschaften des Pflegepersonals wie Händedesinfektionsapparate sind dezent in Einbaumöbeln versteckt, um den wohnlichen Charakter zu wahren.

Allen Bewohnern steht ein spezieller Baderaum zur Verfügung: Vor einer Schieferwand steht eine Hubwanne, die mit einem integrierten Whirlpool-System sowie Licht- und Geräuscheffekten lockt. Die Entspannung und Erholung hilft, die eigene Körperwahrnehmung zu aktivieren.

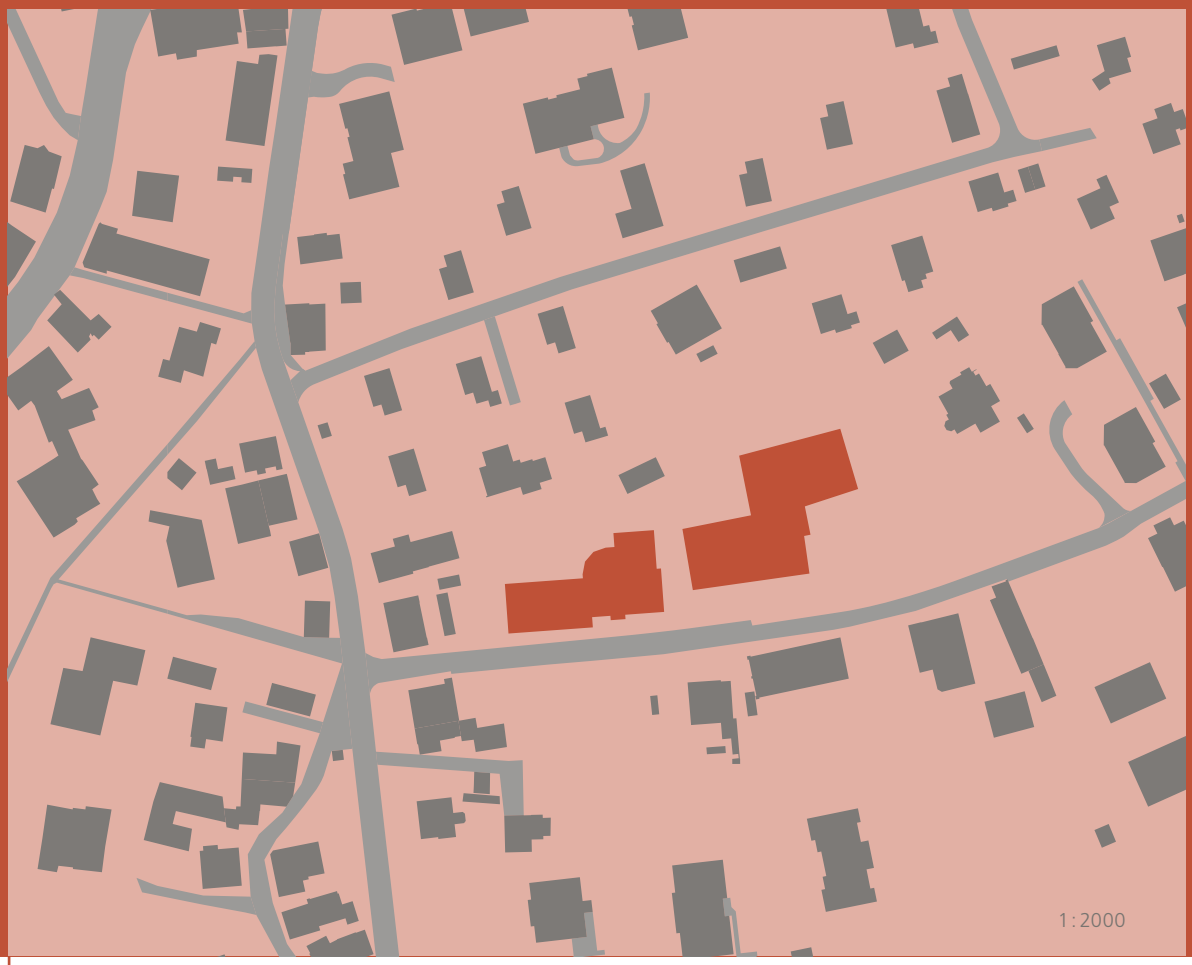
Wohnen für Menschen mit Demenz

Während die konventionellen Stationen in ruhigen, natürlichen Farben gehalten sind, akzentuieren anregende Farben den Innenraum der Wohngruppe im Erdgeschoss, die für die zehn Menschen mit Demenz eingerichtet ist. In den Nasszellen etwa findet sich eine haustechnische Besonderheit: Zum Schutz vor Wasserschäden ist der Wasseranschluss mit einem Präsenzmelder gekoppelt, der den Zufluss automatisch stoppt, wenn sich niemand im Badezimmer aufhält. Eine überzeugende technische Lösung, die den Bewohnern ein Stück mehr Selbstständigkeit ermöglicht.

Gärten im Garten

Der Aussenraum wurde durch das Büro 4d Landschaftsarchitekten aus Bern gestaltet. Hier wurde mit wenigen sich wiederholenden Elementen eine abwechslungsreiche Erlebniswelt geschaffen, die die Bewohner einlädt, auf verschlungenen, betonierten Wegen die Umgebung zu erkunden. Ein Dorfplatz animiert zum Verweilen und Kommunizieren, zwei Brunnen aus Grimsel-Granit spenden Erfrischung. Spezielle Fitnessgeräte wecken die Lust auf Bewegung. Der Demenzgarten und der Spielplatz der Kindertagesstätte sind als Gärten im Garten formal ähnlich gestaltet und werden vom Spazierweg umschlossen.

Nach sieben Jahren Vorbereitung und Planung sowie zwei Jahren Bauzeit konnte Hans Nyffenegger Ende Juli 2013 nun auch den umgebauten Bestandsbau mit den Wohnungen mit Dienstleistungen an die Bewohner und an Heimleiter Werner Walti mit seinem Team übergeben.



Bauherrschaft/Trägerschaft:
Pro Senectute, Region Interlaken

Architektur:
IAAG Architekten AG, Bern

Landschaftsarchitektur:
4d Landschaftsarchitekten, Bern

Bauphysik:
HSR Ingenieure AG, Spiez

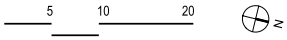
Tragkonstruktion:
Holinger AG, Bern

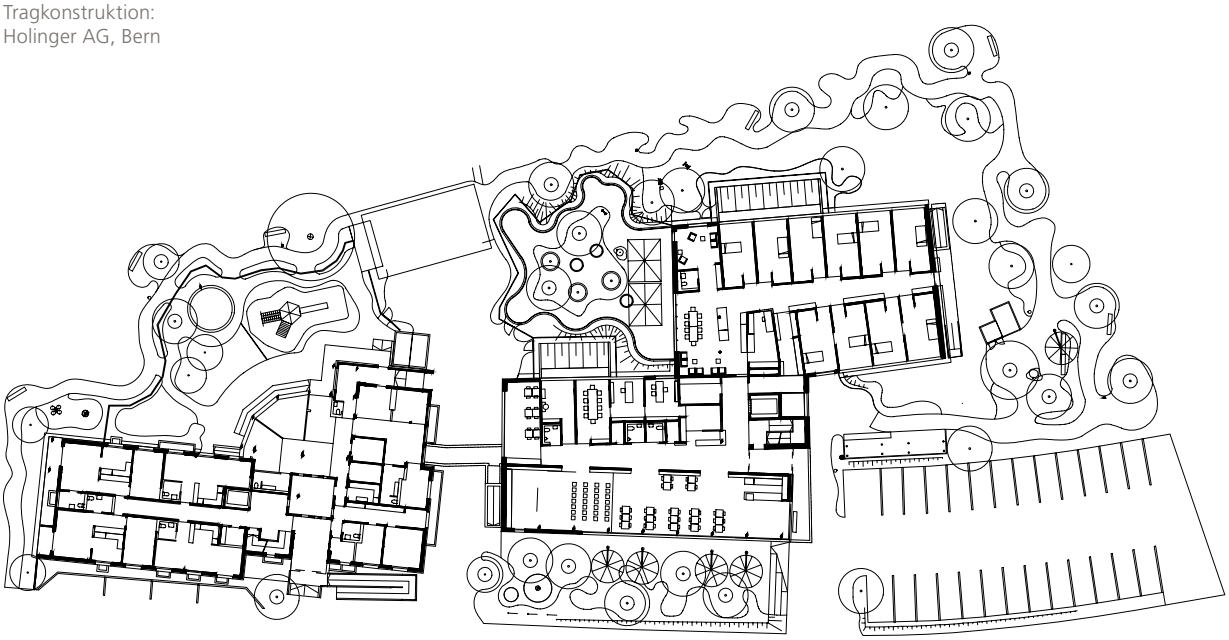
HLKS-Planung:
Matter + Amman AG, Bern

Elektro-Planung:
Elektroplan Buch & Grossen AG,
Frutigen

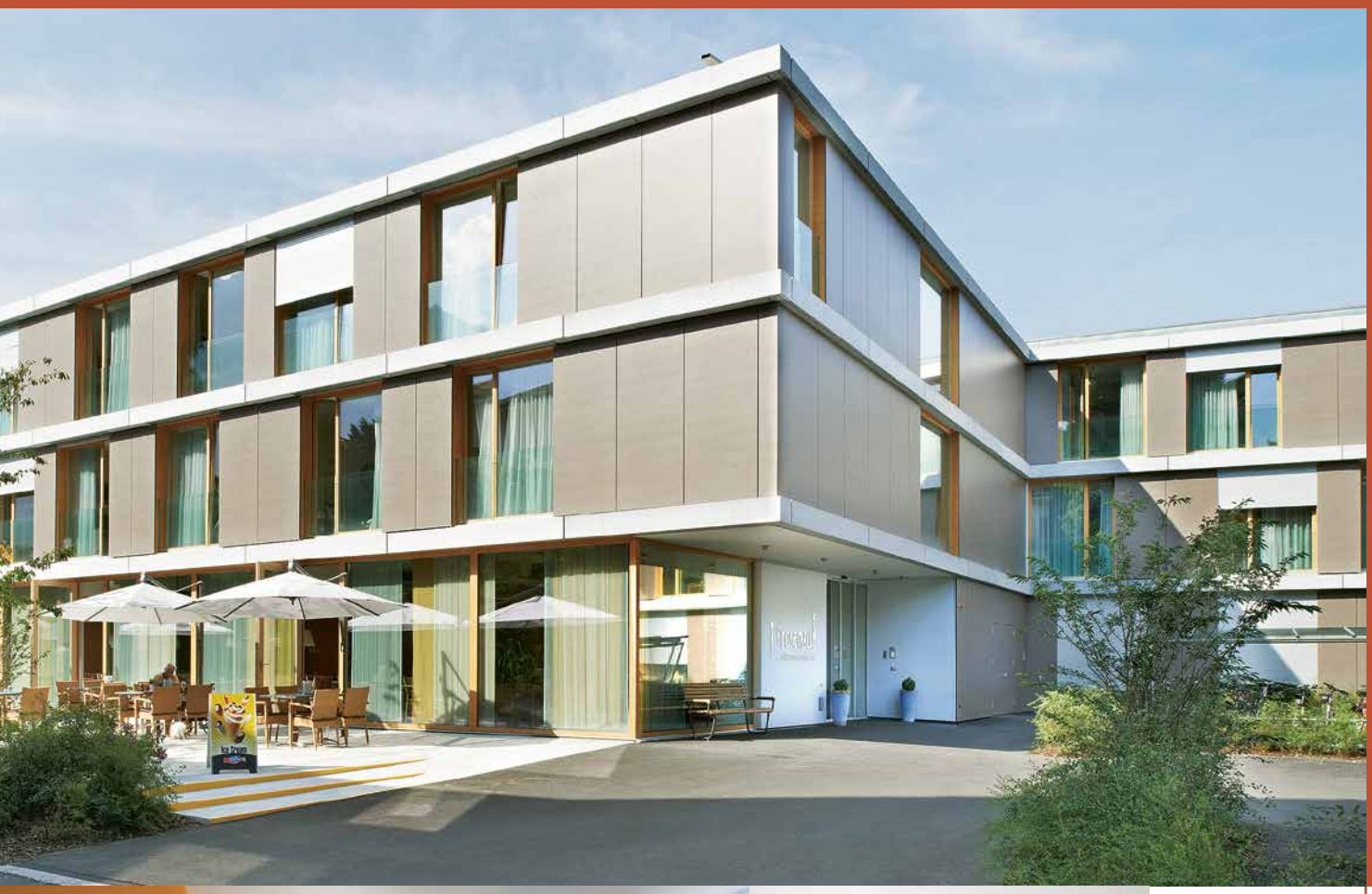
Farbkonzept:
Kontur², Thun

Signaletik:
Konform AG, Bern-Liebefeld





Erdgeschoss mit Garten



1. Obergeschoss

2. Obergeschoss

Das Projekt als Teamaufgabe

Interview mit Werner Walti (Heimleiter), Jürg Schmutz (Architekt HTL), Rita Rüegsegger (Leiterin Hotellerie), Karin Sperlich (Leiterin Betreuung und Pflege) und Louise Van Rooyen (Bewohnerin)

Das Gespräch führten
Andrea Wiegelmann
und Alexander Felix

Herr Walti, Sie waren als Heimleiter bereits bei der Vorbereitung des Projektwettbewerbs für das neue Alterswohnheim Rosenau dabei und können uns etwas darüber erzählen, welche Ideen und Konzepte eingeflossen sind?

Walti: Eine wichtige Rolle spielt meine eigene Geschichte: Ich habe Koch gelernt, mein zweiter Beruf ist Krankenpfleger. Meine Haltung als Heimleiter dazu, was ein gutes Heim ausmacht, ist davon stark beeinflusst. Bereits in meiner vorgängigen Anstellung in Grindelwald half ich mit, ein neues Heim zu bauen. Diese Erfahrung hat mir geholfen, die Ausschreibung mitzugestalten und mit meinem Stimmrecht in der Jury das richtige Wettbewerbsprojekt mitauszuwählen.

Welche Ihrer Erfahrungen sind in die Ausschreibung eingeflossen?

Walti: Zum Beispiel versuchten wir in Grindelwald eine Demenzgruppe mit fünf Bewohnern zu organisieren und stellten fest, dass eine Station mit so wenigen Patienten nicht wirtschaftlich geführt werden kann. Deshalb haben wir für das Alterswohnheim Rosenau eine Demenzgruppe mit zehn Plätzen vorgesehen. Bei der Ausstattung, etwa bei der Auswahl von Bodenbelägen, Farben oder der künstlerischen Gestaltung sind weitere Erfahrungen eingeflossen.

Schmutz: Wir Architekten haben von Herrn Waltis Bauerfah-

Die Leiterin Hotellerie

„Unser Restaurant ist ein Ort mit warmen Farben und hellen Fensterfronten. Im Sommer erhalten wir mit der beschatteten Gartenlounge einen zusätzlichen Aufenhaltsbereich im Freien. Die Bewohner kommen nicht nur wegen dem Essen, sondern weil sie sich einfach gerne hier aufhalten. Auch Gäste von ausserhalb zieht es hierher. In dieser heiteren und lebendigen Atmosphäre arbeite ich gerne. Während der Bau- und Planungsphase konnte ich mich einbringen. Das war wichtig und richtig. Nur wer Erfahrung hat, weiss beispielsweise, dass es für die Gäste wichtig ist, dass sie zwischen Stühlen mit oder ohne Armlehnen wählen können."

Rita Rüegsegger

rung profitiert. Wir konnten auf einer sehr professionellen Ebene miteinander kommunizieren.

Im Jurybericht zum Wettbewerb wird die Grundrissorganisation Ihres Entwurfs herausgehoben.

Schmutz: Das Projekt nutzt das Grundstück maximal aus. Die Möglichkeit, das Haus in seine Umgebung einzubinden und betrieblich zu organisieren, entstand aus dem Grundriss. Durch seine Z-Form passt der Bau in die kleinteilige Nachbarschaft. Die zentrale Anordnung des Stationszimmers schafft kurze Arbeitswege zwischen dem Zentrum und den Bewohnerzimmern in den Flügeln und sorgt für reges Leben in den gemeinschaftlichen Bereichen im Zentrum.

Walti: Diese Organisation zeichnete bereits ihr Wettbewerbsprojekt aus dem Jahr 2007 aus. Es ist das Gegenteil zu unserer Horrorvorstellung eines langen Grundrisses mit Krankenhausgang und vielen Türen.

Das Wettbewerbsprojekt war als Ersatzneubau geplant. Wie kam es, dass der Neubau nun neben dem alten Heim steht?

Walti: Der Neubau war für den ursprünglichen Wettbewerbsperimeter entworfen und hätte das Grundstück städtebaulich und baurechtlich optimal ausgenutzt. Nach dem Wettbewerbsentscheid stellten die Jurymitglieder bei einer Begehung fest, dass es schade wäre, das gut erhaltene Haus von 1968 abzureissen, da Potenzial zur Weiternutzung bestand. Sie regten an, für den Neubau das unbebaute Nachbargrundstück zu kaufen. Nach zweijährigen Verhandlungen konnten wir das Grundstück erwerben. Um die Wünsche der ansässigen Verkäufer zu erfüllen – der eine wollte auf die Jungfrau, der andere auf den Niesen schauen – haben die Architekten ihren Entwurf etliche Male umgearbeitet. Dennoch war der Kauf das Beste, was uns passieren konnte: Die Bewohner mussten nicht in ein Provisorium umziehen, sondern konnten zuschauen, wie ihr neues Haus wächst. Und im alten Haus entstehen Wohnungen mit Dienstleistungen für selbstständige ältere Personen und eine Kindertagesstätte.

Rüegsegger: Mir hätte es davor gegraut mit den Bewohnern für zwei Jahre in ein Provisorium umziehen zu müssen. Die Nähe zur Baustelle war eine Motivation für die Bewohner und das Personal und es wäre schade um das gut erhaltene Haus gewesen.

Sperlich: Das alte Haus war zwar auch sehr kompakt, hatte aber monotone enge Gänge im Krankenhausstil. Im neuen Haus weiten sich Gänge auf und haben Aufenthaltsqualitäten – besonders der Begegnungs- und Essküchenbereich im Zentrum. Dort können sich die Bewohner treffen wie in einem gemeinsamen Wohnzimmer. Ausserdem haben sie jetzt viel mehr Platz, um sich bei schlechtem Wetter im Haus zu bewegen.

→|

Das Projekt als Teamaufgabe

Interview mit Werner Walti (Heimleiter), Jürg Schmutz (Architekt HTL), Rita Rüegsegger (Leiterin Hotellerie), Karin Sperlich (Leiterin Betreuung und Pflege) und Louise Van Rooyen (Bewohnerin)

Mussten Sie ihr Entwurfskonzept für den Ersatzneubau durch die Umplanung tiefgreifend verändern?

Schmutz: Notwendig waren die erwähnten Anpassungen ans Grundstück, inhaltlich sind wir beim ursprünglichen Konzept geblieben. Hinzugekommen ist eine unterirdische Verbindung, die die beiden Häuser räumlich und funktional verknüpft. Schliesslich durften wir den bestehenden Altersheimbau in 20 rollstuhlgängige 1½- und 2½-Zimmer-Wohnungen und eine Kindertagesstätte umbauen.

Das Spezielle an der Bauaufgabe ist die Kombination aus Wohnen und Arbeiten in einem Haus, wie sind Sie damit umgegangen?

Schmutz: Man muss sich bewusst sein, dass bei dieser Aufgabe das Wohnen im Vordergrund steht. Die Funktionalität ähnlich wie in einem Krankenhaus ist wichtig, ergibt sich aber durch die notwendigen Öffnungsbreiten, Manövrierflächen und die entsprechenden Zusammenhänge. Unser Architekturbüro ist viel im Spitalbau tätig, sodass uns Stationslayouts geläufig sind. Auf dieser Basis ist es für unsere Entwerfenden nicht schwierig, das Wohnen in den Vordergrund zu stellen und die Funktionalität zu gewährleisten. Die Wohnlichkeit haben wir hauptsächlich durch Materialwahl, Detail- und Farbgestaltung entwickelt.

Wie haben Sie das Farbkonzept und die Signaletik entwickelt?

Schmutz: Solche Projekte entwickeln wir immer als Teamaufgabe mit anderen Fachleuten: Zusammen mit Kontur² aus Thun erarbeiteten wir das Farbkonzept, und mit den Grafikerinnen der Berner Konform AG alle Beschriftungen sowie die Erkennungsmuster an den Liftvorplätzen. Dort sind verpixelte Bilder von bei den Bewohnern wohlbekannten Bergen des Oberlands angebracht, die wie Muster wirken. Sie sind für Sehbehinderte besser erkennbar als für Normalsichtige, die das Motiv erst aus der Entfernung begreifen.

Walti: Die Pixelbilder haben wir übrigens in einem Heim in Graubünden gesehen. Ich habe in den letzten Jahren etwa 50 Altersheime besichtigt, drei herausragende Beispiele zusammen mit der Baukommission, da man nicht alles selbst zu erfinden braucht. Uns haben diese Besichtigungen sehr geholfen, daher sind bei uns auch Besuche von Interessierten willkommen.

In den Fluren der Wohngeschosse ist Teppichboden verlegt. Man sollte denken, Teppichboden ist zu pflegeintensiv.

Walti: Die Gestaltung mit einem Teppichboden habe ich in einem deutschen Heim gesehen. Die dortige Leitung hat mir gesagt, dass sie den Teppich erst nach 20 Jahre auswechseln müsse, da selten etwas im Gang passiert, das man nicht reinigen kann.

Der Heimleiter

„Ich will den Menschen, die hier wohnen und arbeiten, die besten Grundlagen bieten – auch den kommenden Generationen. Das ist mir ein persönliches Anliegen. Deshalb leite ich ein Haus, das in jeder Beziehung zukunftsfähig ist. Wenn sich die Bedürfnisse wandeln, kann es sich anpassen. Dafür sorgen viele innovative Lösungen, die wir im Alterswohnheim Rosenau umsetzen konnten. Mit unserer modernen Technik und den durchdachten Gestaltungskonzepten sind wir fit für die Zukunft. Davon bin ich überzeugt."

Werner Walti

Schmutz: Es gibt langlebige Produkte, die sich sehr gut reinigen lassen. Die Unterhaltskosten sind etwas höher als beim Hartbodenbelag, aber der Teppich hat entscheidende Vorteile: Er wirkt wohnlich und hilft, die Akustik zu kontrollieren. Nachts hört man zum Beispiel nicht, wenn die Nachtwache durch die Gänge geht.

Rüegsegger: Der Hygienestandard muss mit vernünftigem Aufwand gewährleistet werden können – auch hinsichtlich Instandhaltung und Werterhalt. Aber auch unter diesen Aspekten hat sich der Teppichboden bewährt.

Die Nasszellen wirken ebenfalls ästhetisch. Wie haben Sie erreicht, dass die Funktionalität gestalterisch in den Hintergrund tritt?

Walti: In unseren Nasszellen sehen Sie keine Hilfsmittel. Alle notwendigen Einbauten wie Haltegriffe und -bügel werden erst angebracht, wenn der Bewohner sie benötigt. Auch Zubehör wie die Händedesinfektion für das Pflegepersonal ist diskret versteckt. Das alles hilft enorm, einen wohnlichen Eindruck zu vermitteln. Teil dieses Konzepts ist auch unser Wellnessbad.

Van Rooyen: Alle finden dieses Bad mit seinen Sprudel- und Massagefunktionen herrlich. Aber in meinen Augen ist es eine Wasserverschwendung, ich dusche lieber!

Rüegsegger: Das ist eher ein Angebot für die kommende Generation, die höhere Anforderungen an ein Heim stellen wird, weil sie einen höheren Standard gewohnt ist.

Van Rooyen: Ich gehöre zu einer genügsameren Generation. Als ich mit meinem Mann in Indonesien gelebt habe, mussten wir hart arbeiten, um unsere Familie zu ernähren. Wir sollten den nachfolgenden Generationen mitgeben, dass man Eigenverantwortung übernehmen muss und dass vieles auch einfacher geht.

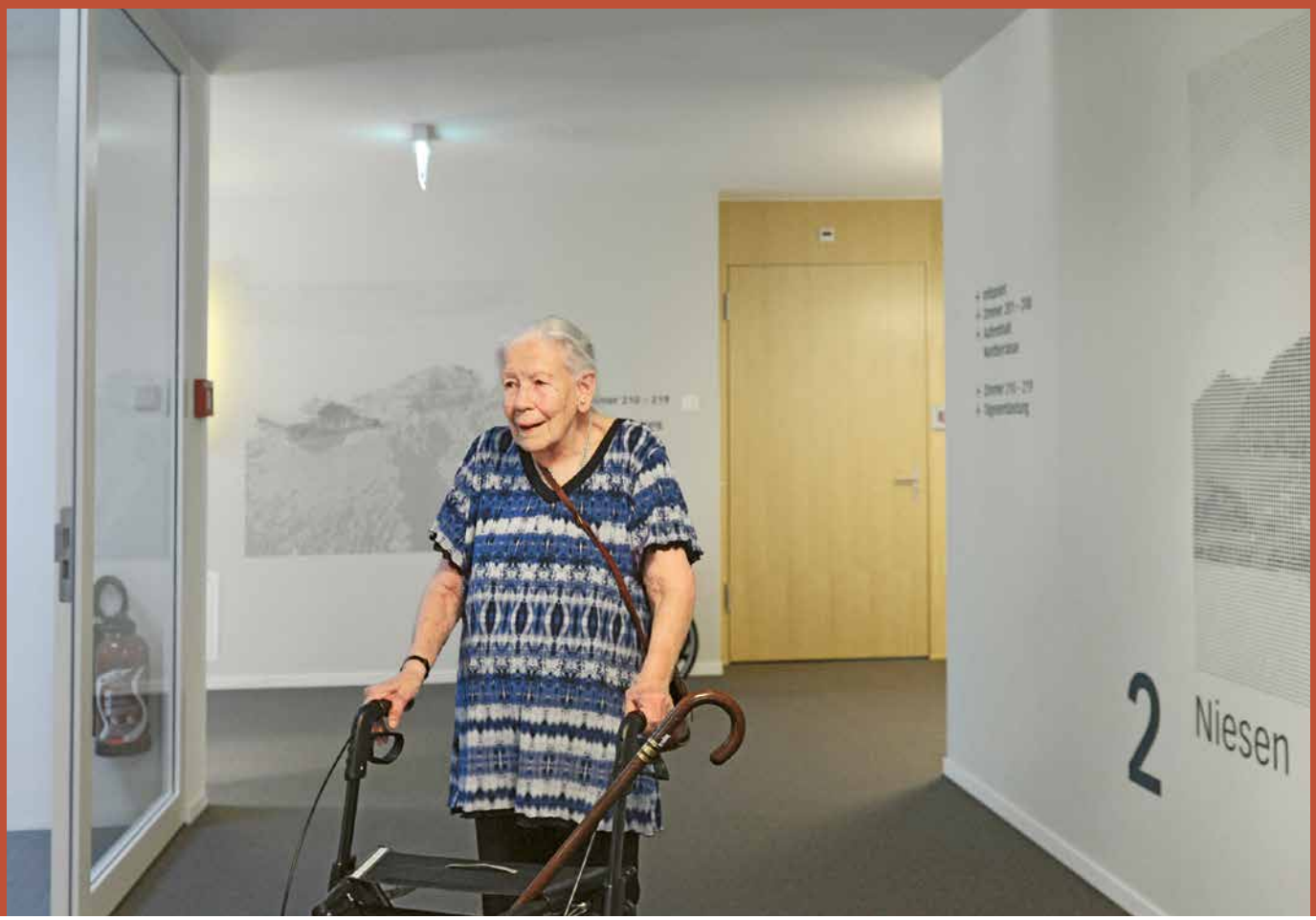
Im Raumprogramm gibt es ein Ferien- und ein Übergangszimmer sowie eine Tagesentlastung. Welche Erfahrungen haben Sie damit gesammelt?

Walti: Die Tagesentlastung brauchen hauptsächlich Angehörige, die Menschen mit Demenz pflegen, weil diese rund um die Uhr überwacht werden müssen. Aber ausgerechnet zur Demenzpflege eignen sich unsere beiden Betten im zweiten Stock weniger. Wir haben daher einen Tagesplatz in unserer Wohngruppe für Menschen mit Demenz geschaffen. Wenn wir heute entscheiden könnten, würden wir die Tagesentlastung der Wohngruppe angliedern.

Es gibt auch einen Abschiedsraum im Haus?

Walti: Ja, das ist sehr wichtig, da die nächste Möglichkeit erst wieder im Spital wäre, und das ist für viele unserer Bewohner nicht erreichbar. So können sie hier Abschied nehmen von den Menschen, die sie kennengelernt haben oder bereits von früher kannten.

→|



Das Projekt als Teamaufgabe

Interview mit Werner Walti (Heimleiter), Jürg Schmutz (Architekt HTL), Rita Rüegsegger (Leiterin Hotellerie), Karin Sperlich (Leiterin Betreuung und Pflege) und Louise Van Rooyen (Bewohnerin)

Schmutz: Mit wenigen Elementen wie Natursteinwänden und einer hellen Lichtfläche haben wir im Untergeschoss einen würdevollen und introvertierten Raum gestaltet.

Welche Rolle spielt der Garten für das Pflegeheim, wie wird er genutzt?

Rüegsegger: Der Garten wird gerne genutzt. Besonders die Bewohner der Demenzwohngruppe sind viel draussen in ihrem Gartenbereich, essen gemeinsam, bewegen sich oder sitzen auf den Bänken zum Stricken. Der Garten hat einen positiven Einfluss auf die Atmosphäre. Und ich denke, die Nutzung wird noch zunehmen, wenn der Kinderspielplatz nebenan in Betrieb ist. Das wird ein gutes Miteinander der Generationen.

Schmutz: Zusammen mit den Landschaftsarchitekten 4d aus Bern haben wir die beiden Elemente Demenz- und Kitagarten bewusst als eine Art Parallelwelten geschaffen, in denen jede Gruppe für sich sein kann. Sie sind ähnlich gestaltet und mit einem Spazierweg verbunden, der zur Kontaktaufnahme einlädt.

Wie haben sich die Glasgeländer an den Balkonen bewährt?

Schmutz: Wir haben niedrige Brüstungen und Glasgeländer gewählt, um Bewohnern, die im Rollstuhl sitzen oder im Bett liegen, einen guten Ausblick zu ermöglichen. Wir haben uns daher bewusst gegen Staketengeländer entschieden.

Walti: Damit auch die sehbehinderten Bewohner die Absturzsicherung erkennen können und sich sicher fühlen, benötigten wir noch eine Abdeckung auf dem Glasgeländer. Inzwischen ist ein Gewöhnungseffekt hinzugekommen, sodass sich die Lösung bewährt hat.

Rüegsegger: Nur wenige Bewohner hatten eine kurze Phase der Unsicherheit. Mehr Unzufriedenheit hat die Frage der Verschattung ausgelöst. Zunächst hatten wir nur leichte Tagesvorhänge, um diffuses Licht hereinzulassen, und Storen zur Verdunklung. Mit den nachträglich angebrachten Nachtvorhängen können die Bewohner Licht und Schatten in ihrem Zimmer noch besser beeinflussen und es ist wohnlicher geworden.

Wie ist das Essen für die Bewohner organisiert?

Walti: Wir streben nach individuellen Lösungen. Frau van Rooyen etwa kommt morgens um halb zehn in die Cafeteria zum Frühstücken, das Mittagessen nimmt sie auf ihrem Zimmer und abends kommt sie wieder herunter. Jeder kann selbst entscheiden.

Van Rooyen: Ich stehe morgens um fünf Uhr auf und um halb sechs trinke ich meine erste Tasse Kaffee in meinem Zimmer. Wenn ich später zum Früh-

Eine Bewohnerin

„Ich bin viel gereist, darum halte ich generell nicht viel von Grenzen. Ich bin deshalb froh, dass die Räume im Wohnheim so grosszügig ausgelegt sind und mir das Gefühl von Weite geben. Ganz wichtig ist mir, dass ich genügend Bewegungsmöglichkeiten habe und mit meinem Rollator überall gut wenden kann. Für mich sind die Dimensionen des Hauses also gerade richtig. Ein ganz spezieller Ort ist der Garten. Nicht nur ich bin gerne da: Auch für meine Urenkel ist er ein spannender Platz zum Spielen, wenn sie mich besuchen."

Louise van Rooyen

stücken hinunter in die Cafeteria gehe, dann um zu geniessen: Orangensaft, neun verschiedene Konfitüren und Zeitungen.

Walti: Unsere Cafeteria öffnet das Haus zur Strasse und lädt so auch Spaziergänger, Interessierte und Besucher ein, unverbindlich einen Kaffee zu trinken und die Atmosphäre bei uns zu spüren. Ich empfehle Interessierten auch in anderen Heimen den Ersteindruck in der Cafeteria zu erproben. Ausserdem hat sich ein Stammtisch etabliert, der von den Bewohnern zum Diskutieren und zum morgendlichen Zeitunglesen rege genutzt wird.

Wie gestalten Sie den Alltag im Wohnheim Rosenau?

Walti: Wir haben verschiedene Angebote und stellen fest, dass sie recht unterschiedlich angenommen werden. Also probieren wir immer wieder Neues aus. Dennoch, wir sind keine Beschäftigungsinstitution, sondern ein Ort zum Wohnen. Jede Person kann sich im Rahmen ihrer persönlichen Freiheiten beteiligen.

Sperlich: Unsere Bewohner haben oft nicht die körperlichen Voraussetzungen, um ständig aktiv zu sein. Der Altersdurchschnitt liegt bei fast 89 Jahren bei einer durchschnittlichen Pflegestufe von mehr als 5 im zwölfstufigen System. Ein Sonderfall ist die Demenzwohngruppe. Dort werden viele alltägliche Tätigkeiten wie Abwaschen und Kochen gemeinsam gemacht.

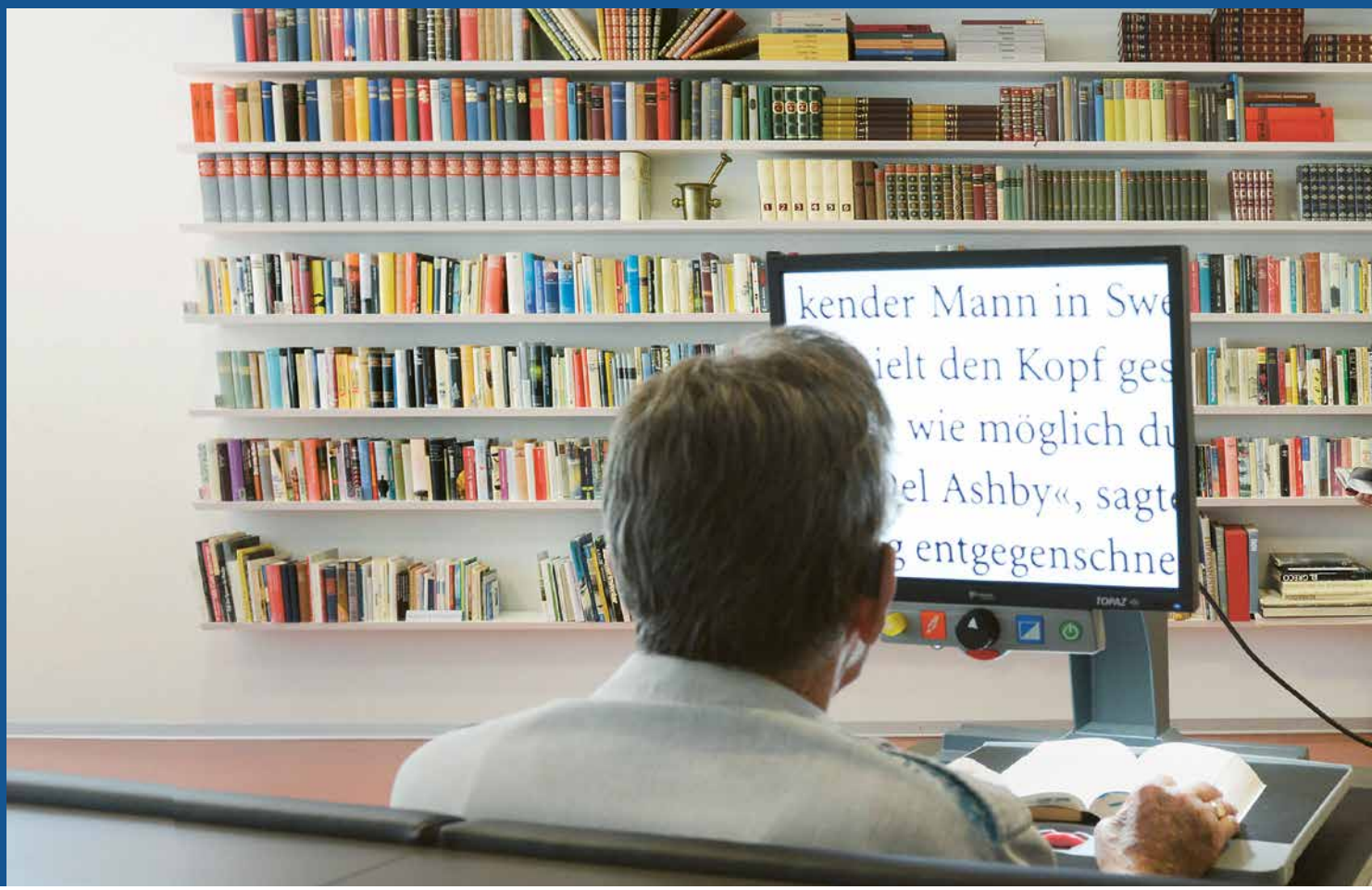
Erwarten Sie in dieser Hinsicht Veränderungen durch das neue Wohnangebot?

Walti: Hier im Haus bieten wir Pflege an, während nebenan Personen zwischen 60 und 97 Jahren einziehen, die nicht pflegebedürftig sind. Diese 26 Personen kommen auch hierher zum Essen, sodass es eine grössere Durchmischung und mehr Input von aussen geben wird.

Wie wird das neue Alterswohnheim hier im Ort von der Bevölkerung aufgenommen? Hat sich durch den Neubau etwas verändert?

Van Rooyen: Leider sind Alters- und Pflegeheime immer noch ein Tabu in unserer Gesellschaft, in der niemand alt sein will! Sie werden beschönigend Senioren- oder Betagtenresidenz oder ähnlich genannt. Auch für mich war der Schritt ins Alterswohnheim schwer, aber irgendwann führt kein Weg mehr daran vorbei. Ich habe mich bereits 2005 für Rosenau angemeldet, weil es so zentral in der Region liegt. Mir war wichtig, in der Nähe meines Wohnorts Wengen zu bleiben, sodass mich Bekannte und Verwandte spontan besuchen kommen können.

Walti: Das Altersheim ist ein „Problem", das tief in den Köpfen der Bevölkerung verankert ist. Und dort gibt es zum Teil noch schreckliche Bilder bis hin zur Anstalt. Ich hoffe, dass Gebäude wie das neue Alterswohnheim Rosenau durch die Bauweise und die Haltung, die wir den Bewohnern, Mitarbeitern und Besuchern entgegenbringen, langsam für einen Wandel dieser Sichtweise sorgen. ●



Wohnpsychologie für Altersheime

Die Architektur der Bedürfnisse

von **Harald Deinsberger-Deinsweger**

Die Wohnpsychologie beschäftigt sich damit, wie Räume auf Menschen und ihr Verhalten wirken. Ihre Erkenntnisse und Analysemodelle bergen grosses Potenzial für eine gute Planung im Heimbau.

Die Wohnpsychologie gilt als junge Wissenschaft mit Wurzeln in verschiedenen Teilbereichen der Psychologie, wie der Umwelt-, Entwicklungs-, Sozial-, Wahrnehmungspsychologie sowie der Physiologie und den Neurowissenschaften. Sie schlägt die Brücke zu jenen Fachgebieten, die mit Planen, Bauen und Gestalten zu tun haben, wie Architektur und Raumgestaltung. In der Grundlagenforschung beschäftigt sich die Wohnpsychologie mit zwei zentralen Fragen: Erstens, was ist ein menschengerechter Lebensraum und welche Kriterien muss er erfüllen? Zweitens, wie wirken Räume, Gebäude und Umfeld auf den Menschen selbst – auf sein Erleben, Verhalten und seine Entwicklung sowie auf die zwischenmenschlichen Beziehungen?

In praktischer Hinsicht stehen zwei weitere Fragen im Mittelpunkt: Wie lässt sich die menschliche Qualität von Wohnobjekten erkennen? Es ist nämlich durchaus möglich, auf wissenschaftlicher Basis die Potenziale und

Kontakt

„Gemeinschaftliche Bereiche müssen einen auffordernden Charakter aufweisen und ein adäquates Aktivitätsangebot bieten – ein Tisch und ein paar Stühle in einer unwirtlichen Restfläche sind zu wenig."

Abb. 1: Alterszentrum Lanzeln: Bibliothek und Lesehilfe in der Übergangszone zwischen öffentlichem und halböffentlichem Bereich.

Harald Deinsberger-Deinsweger

Defizite eines Objektes detailliert zu analysieren – auch bereits bei Planungen. Und schliesslich die Hauptfrage in der Praxis: Wie kann die Wohnqualität erhöht werden? Hier geht es um die Definition konkreter und wirksamer Massnahmen.

Die Kriterien für menschengerechte Lebensräume werden nun anhand jener ausgewählten Bedürfnisgruppen verdeutlicht, die insbesondere auch bei Altersheimen von Relevanz sind.

Sensorische Bedürfnisse

Sensorische Stimuli (Sinnesreize), die wir über unsere Sinnesorgane aus der Umwelt empfangen, beeinflussen nicht nur unser aktuelles Befinden, sondern insgesamt unser Denken, Fühlen und Handeln. Diese Stimuli bilden im übertragenen Sinn die „Grundnahrungsmittel" für unser gesamtes neuronales und kognitives System (Nervensystem und Gehirn). Genauso wie es bei der physischen Nahrung für unseren Körper zu Fehlernährungen oder Mangelerscheinungen kommen kann, ist dies auch auf neuronaler Ebene möglich.

Ein Übermass an Sinnesreizen tritt beispielsweise in Form von Lärm oder in Form von Blendwirkung auf. Diese Überstimulationen sind bekannt und in baulicher oder technischer Hinsicht (Lärmschutzmassnahmen oder Blendschutz) ein meist lösbares Problem.

Anders bei der Unterstimulation bzw. der sensorischen Deprivation[1]: Letztere steht für einen Mangel an Stimuli, also eine zu geringe bzw. einseitige „Ernährung" für unser neuronales kognitives System. Hierfür existiert jedoch kein körpereigenes Alarmsystem, vergleichbar etwa mit einem Hunger- oder Durstgefühl bei einem Mangel an physischer Nahrung. Warum nicht? Aus evolutionärer Sicht hat sich das menschliche Sensorium im ständigen Kontakt mit seiner natürlichen Lebensumwelt entwickelt und an deren Stimulationsniveau angepasst. In natürlichen Umwelten kommen Situationen sensorischer Deprivation daher zu selten vor, als dass es sich gelohnt hätte, dafür ein Alarmsystem zu entwickeln. Hingegen finden sich solche Situationen nicht selten in gebauten Umwelten, besonders in Innenräumen. Die Folgen beginnen bei innerer Unruhe und Unwohlsein, ohne den Grund dafür nennen zu können.

Dies gilt als Charakteristikum für sensorische Deprivation: Betroffene können die Ursache nicht benennen und vermuten häufig andere vermeintliche Verursacher wie das Wetter, die Mondphase oder das Verhalten der Mitmenschen. Weitere Auswirkungen wären Gereiztheit, aversives Verhalten, (scheinbare) Zunahme körperlicher Beschwerden, Beeinträchtigung von kognitiven Prozessen, verminderte Konzentrationsfähigkeit sowie Wahrnehmungsstörungen. In gängigen Wohnsituationen sind sie durchaus häufiger anzutreffen, als man vermuten würde.

In Innenräumen erweist es sich am schwierigsten, ein angemessenes Stimulationsniveau

Dr. Harald Deinsberger-Deinsweger
Dr. DI Arch., Wohnpsychologe, Baubiologe IBO, leitet „Wohnspektrum" Büro für Wohnqualitäts-Forschung, Analyse und Beratung (wohnspektrum.at) in Graz. Ihm untersteht die Leitung des Lehrgangs „Wohnen und Psychologie" an der Österreichischen Akademie für Psychologie AAP in Wien. An der Technischen Universität Graz sowie an der Fachhochschule Kärnten ist er als Lehrbeauftragter tätig zu den Themen Wohnbau und Psychologie.
www.wohnspektrum.at

→I

Wohnpsychologie für Altersheime

Die Architektur der Bedürfnisse

zu erreichen, wobei bereits der Ausblick eine bedeutsame Rolle spielt. Vergleiche zwischen Räumen mit Blick in einen monotonen Aussenraum (z. B. Wand oder Asphaltfläche) und solchen mit Blick in ein vielfältiges naturnahes Umfeld (z. B. Parklandschaft) brachten eindeutige Ergebnisse[2]: Personen, die sich in letzteren aufhielten, wiesen nicht nur ein höheres Wohlbefinden auf, sondern fühlten sich weniger gestresst und konnten sich schneller von Belastungen aller Art erholen. In der Folge beschleunigen sich Heilungsprozesse – im monotonen Umfeld verzögern sie sich hingegen. Auch arbeitende Personen erholen sich in ihren Pausen besser und legen eine höhere Einsatzfähigkeit und -bereitschaft an den Tag.

Die sensorische Qualität aktueller Wahrnehmungsräume erlangt eine umso grössere Bedeutung für Personen, die wenig mobil und in ihrem Aktionsradius eingeschränkt sind. Hier gilt noch verstärkt die Forderung nach möglichst vielfältigen und veränderlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten. Zudem aktivieren stimulationsreiche Wahrnehmungsräume insbesondere bei alternden Personen sogenannte neuroplastische Reservekapazitäten[3] begleitet von einer Reihe positiver Konsequenzen, wie einer Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit, mehr Vitalität und Selbstständigkeit. Darüber hinaus wurde sogar eine Verminderung bestimmter Krankheiten nachgewiesen.

Affiliations- und Kontaktbedürfnisse

Jeder Mensch hat phasenweise das Bedürfnis, ungestört und für sich zu sein. Demgegenüber gibt es eine Reihe sozialer Interaktionsbedürfnisse, die jeweils ihre spezielle räumliche Entsprechung suchen: beginnend bei der *gemeinschaftlichen Interaktion* mit Mitbewohnern oder Freunden in Form von Unterhaltung, Spiel oder gemeinsamem Arbeiten etc. Im Unterschied dazu öffnet sich die *(halb)öffentliche Interaktion* auch nach aussen, um mit anderen Personen in Kontakt zu treten, Bekanntschaften zu schliessen oder neue Gesichter zu sehen. Das *Affiliationsbedürfnis* (oder Gesellungsbedürfnis) bezeichnet wiederum ein Bedürfnis, sich in der Nähe anderer Menschen aufzuhalten – auch ohne in eine direkte Interaktion mit ihnen zu treten. Die *private Interaktion* beschränkt sich auf wenige Personen, die in vertrauter Umgebung miteinander interagieren, vertrauliche Gespräche führen usw. Und schliesslich die intime Interaktion, beispielsweise zwischen Liebenden.

Die räumlichen Voraussetzungen zur Erfüllung all dieser Bedürfnisse bündeln sich in einer ausgewogenen Zonierung[4], welche die entsprechenden Aufenthaltsbereiche an den richtigen Stellen und mit geeigneter Dimensionierung anordnet. Damit diese Bereiche auch angenommen werden, müssen sie sich durch weitere spezifische Merkmale auszeichnen: Gemeinschaftliche Bereiche müssen einen auffordernden Charakter aufweisen und ein adäquates Aktivitätsangebot bieten – ein Tisch und ein paar Stühle in einer unwirtlichen Restfläche sind zu wenig. Halböffentliche Bereiche auf eigenem Grund sollten für Aussenstehende einladend wirken, bspw. als Café oder ein kleiner Park samt Sitzgelegenheiten.

Gestaltung und Aneignung

„Je mehr anregende und vielfältige Aneignungsmöglichkeiten ein Lebensraum bietet, sei es im Gebäude selbst oder im Wohnumfeld, desto eher fühlen sich Leute dort zuhause."

Abb. 2 und 3: Personalisierte Räume im Alterszentrum Lanzeln

Harald Deinsberger-Deinsweger

Bei Intimitätsbereichen stehen die Schutzfunktionen im Vordergrund, bei privaten Bereichen die soziale Kontrolle und Zugangsregulation durch den oder die Bewohnenden selbst. Persönliche Bereiche wiederum sind jeweils einer einzelnen Person zugeteilt, die den ausschliesslichen Gestaltungs- und Aneignungsanspruch hat.

In Heimen ist die richtige Zonierung entscheidend für ein konfliktarmes und beziehungsreiches Zusammenleben. Positive soziale Interaktionen wirken nicht nur Stress entgegen, sondern fördern auch das Immunsystem[5]. Ob soziale Interaktionen sich positiv auswirken oder Stress erzeugen, bestimmt deren Kontrollierbarkeit, ob sie individuell regulierbar und bestimmbar sind oder aufgedrängt und erzwungen werden. Womit wir bei der nächsten Bedürfnisgruppe sind:

Bedürfnisse nach Kontrolle und Selbstbestimmung

Mit Kontrollbedürfnis ist in der Psychologie weniger die Kontrolle über andere Personen gemeint, sondern vielmehr die Kontrolle über das eigene Leben, die eigenen Lebensumstände. Sie ist daher auf das Engste mit Selbstbestimmung und dem Wohnen selbst verknüpft.

Auf zwischenmenschlicher Ebene sind Möglichkeiten zur individuellen sozialen Regulation unabdingbar, um einerseits den Schutz der Privat- und Intimsphäre gewährleisten und um andererseits den Kontaktbedürfnissen nachkommen zu können. Dies kann beispielsweise durch vielseitige Aufenthaltsmöglichkeiten erfüllt werden, sodass jede Person selbst entscheiden kann, wann, wie und mit wem sie in Kontakt treten bzw. ob sie allein oder unter Menschen sein möchte. Ausserdem sollte sie selbst bestimmen können, welchen Personen sie Zutritt zum eigenen Privatbereich gewährt.

Werden die Bedürfnisse nach Kontrolle, Regulation und Selbstbestimmung missachtet, so zieht dies stets Folgen nach sich: „Crowding"[6] beispielsweise hat weniger, als der Name vermuten liesse, mit einer hohen Personendichte zu tun, sondern tritt i. d. R. bei einem Übermass an unkontrollierten und unerwünschten Sozialkontakten auf. Zu den möglichen Folgen zählen Stresssymptome, gereiztes oder aggressives Verhalten, aber auch sinkende Hilfsbereitschaft oder vermehrte Krankenstände etc. Bei andauerndem Kontrollverlust können sich auch Resignation, Angstzustände oder Gefühle des Ausgeliefert-Seins einstellen, fallweise auch gefolgt von psychosomatischen Beeinträchtigungen unterschiedlichen Grades.

Sogenanntes Reaktanzverhalten geht häufig Hand in Hand mit ersterem und zeigt sich meist dann, wenn der Schutz der Privatsphäre völlig oder weitgehend versagt, und äussert sich beispielsweise durch Abschottungstendenzen. Die Betroffenen beginnen, sich von der Umwelt, die vermeintlich oder tatsächlich ihre Privatsphäre bedroht, abzutrennen. Sie reduzieren mehr und mehr den Kontakt nach aussen –

Wohnpsychologie für Altersheime

Die Architektur der Bedürfnisse

und zwar nicht nur in der betroffenen Wohnsituation, sondern auch darüber hinaus!

Die Kontrollbedürfnisse betreffen allerdings nicht nur die eben beschriebene sozial interaktive Ebene, sondern im Prinzip auch viele andere Bereiche, beginnend bei einfachen alltäglichen Themen wie beispielsweise dem Regulieren der Raumtemperatur, der Lichtverhältnisse oder der Frischluftzufuhr bis hin zur freien Wahl der aktuellen Aktivitäten u. v. a. m.

Gerade in Heimen sind Bedürfnisse nach Kontrolle und Selbstbestimmung häufig gefährdet. Sollten einer Person keinerlei Optionen zur Regulation und Selbstbestimmung offen stehen, dann können sich auch Phänomene der sogenannten „erlernten Hilflosigkeit" einstellen, einer passiv resignativen Grundhaltung, die sich auf andere Lebensbereiche übertragen kann.

Bedürfnisse nach Gestaltung und Personalisierung

Der Mensch kann von Natur aus als ein gestaltendes Wesen betrachtet werden. Es ist geradezu ein Leitmerkmal des Homo sapiens, dass er immer auch einen Teil seiner Lebensumwelt gestalten möchte.

Besondere Bedeutung kommt hier dem eigenen persönlichen Bereich eines Individuums zu. Zum Ersten ist es wichtig, dass ein solcher überhaupt vorhanden ist, sei es in Form eines eigenen Zimmers oder zumindest einer persönlichen Nische[7]. Als wichtigstes Kriterium gilt jedenfalls der ausschliessliche Kontroll- und Gestaltungsanspruch des dort wohnenden Individuums.

Die positiven oder negativen Konsequenzen bei Erfüllung bzw. Nichterfüllung dieser Bedürfnisse sind kaum zu überschätzen. Für Jürg Willi[7] et al. bildet die Möglichkeit zur Ausbildung einer persönlichen Nische sogar eine unabdingbare Voraussetzung für die psychische Gesundheit eines Individuums. Diese Erfahrung wird von Erkenntnissen der Gestalttherapie und Umweltpsychologie durchwegs untermauert.

Ein Hauptgrund liegt darin, dass die „Gestaltung" eine intensive Form der Interaktion mit der Umwelt darstellt, wobei der Mensch selbst seine eigene Wirksamkeit erfährt und damit im Grunde auch seiner eigenen Existenz bewusst wird. Der zweite Hauptgrund liegt im Prozess der Personalisierung. Mit jeder Gestaltung der eigenen Nische entsteht eine emotionale Verbindung zu derselben. Infolge mehrerer Gestaltungsprozesse beginnt die Person sich mehr und mehr mit diesem Raum zu identifizieren, er wird zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit. Erst dadurch fühlt sich die Person dort wirklich zuhause und nicht nur als Gast oder Patient. Ob eine Person ihre Nische mit nostalgischen Objekten oder neuen Elementen ausstattet, sollte dieser selbst überlassen bleiben. Die Identifikation mit dem neuen Wohnplatz entsteht jedenfalls durch den Prozess der Personalisierung selbst.

Aneignungsbedürfnisse

Gestaltung kann als intensivste Form der Aneignung verstanden werden. Der psychologische Begriff der Aneignung umfasst jedoch im Prinzip jede Mensch-Umwelt-Interaktion, d. h. jede Form der Nutzung, den Aufenthalt an einem bestimmten Ort,

Kontrolle

„Durch vielseitige Aufenthaltsmöglichkeiten kann jede Person selbst entscheiden, wann, wie und mit wem sie in Kontakt treten bzw. ob sie allein oder unter Menschen sein möchte."

Abb. 4 und 5: Kontakt- und Rückzugsmöglichkeiten im Alterswohnheim Rosenau

Harald Deinsberger-Deinsweger

das Durchschreiten desselben, das Spielen, Unterhalten oder Treffen mit Leuten an einem Ort. „Wohnen" selbst besteht im Prinzip aus nichts anderem denn einer Abfolge unterschiedlicher Aneignungsprozesse. Mit jeder Aneignung wird aus einem vormals neutralen räumlichen Umfeld ein Stück persönlicher Lebensraum. Je mehr anregende und vielfältige Aneignungsmöglichkeiten ein Lebensraum bietet, sei es im Gebäude selbst oder im Wohnumfeld, desto eher fühlen sich Leute dort zuhause. Dies ist vor allem für Personen in Altersheimen von entscheidender Bedeutung, und zwar gleichermassen für deren Lebensqualität, erkennbar beispielsweise durch niedrigere Depressivitätswerte[8], sowie für die Entstehung einer emotionalen Ortsverbundenheit (Heimatgefühl). Die Rolle eines Gastes oder Patienten kennzeichnet sich hingegen stets durch fehlende oder in irgendeiner Form eingeschränkte Aneignungsmöglichkeiten.

Resümee

Wovon hängt nun die Wohnqualität in Altersheimen ab? Komfort und Luxus können durchaus als angenehm empfunden werden, auch gutes Design und ausgefeilte Bautechnik haben ihre Vorteile, aber entscheidend dafür, ob ein räumliches Umfeld zu einem persönlichen Lebensraum wird oder nicht, ist die Erfüllbarkeit der relevanten Bedürfnisgruppen. So ist die Erfüllung der sensorischen Bedürfnisse gerade für gesundheitlich beeinträchtigte und in ihrer Mobilität eingeschränkte Personen von grosser Bedeutung, da sie noch viel stärker an ihre unmittelbare Wohnumwelt gebunden sind. Eine Umwelt hoher sensorischer Qualität hat nicht nur einen markanten Erholungseffekt, sondern senkt beispielsweise auch nachweislich den Verbrauch an Schmerzmitteln[2]. Eine ausgewogene wie ausgeklügelte Zonierung, innen wie aussen, unter Beachtung der Kontroll-, Regulations-, Schutz-, Aneignungs- und Interaktionsbedürfnisse bildet eine weitere Voraussetzung für menschengerechte Lebensräume, indem sie Konflikte und Beschwerden reduziert, positive zwischenmenschliche Kontakte sowie die persönliche Entwicklung und damit auch die psychische Gesundheit fördert.

Die Erfüllung der genannten Bedürfnisse sollte für Altersheime keinesfalls als idealistisch oder gar utopistisch betrachtet werden, sondern im Zuge einer sorgfältigen Planung samt reflektierender Analyse als durchaus realisierbar.

[1] „Psychologie", S. 66, Hg.: Lexikon-Institut Bertelsmann, Bertelsmann Lexikon Verlag, 1995.
[2] „View through a Window May Influence Recovery from Surgery", Roger S. Ulrich, in Science Vol. 224, S.420.
[3] E. M. Neumann & M. M. Baltes, „Alte Menschen" in „Ökologische Psychologie", S.459 f., Hg: Kruse/Graumann/Lantermann, Psychologie Verlags Union, 1996.
[4] „Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen", S.133 f., H. Deinsberger, BoD Verlag, 2007.
[5] „Heilende Räume", S.240, E. M. Sternberg, Crotona Verlag, 2011.
[6] „Environmental Psychology", S.174 f., R. Gifford, Optimal Books, 2002.
[7] „Ökologische Psychotherapie", J. Willi, Rowohlt Verlag, 2005.
[8] „Umwelten für ältere Menschen", H. W. Wahl & F. Oswald in „Spezifische Umwelten und umweltbezogenes Handeln", S.235 f., Hg.: Lantermann/Linneweber/Kals, Hogrefe Verlag für Psychologie, 2010.

1

Prinzipien verankern

Nachwort CURAVIVA Schweiz

von **Markus Leser**

Die Age-Award-Ausschreibung 2013 nennt klar die beiden Hauptkriterien, auf die es heute beim Bau stationärer Alters- und Pflegeeinrichtungen ankommt: eine hohe gestalterische und räumliche Qualität der baulichen Umgebung sowie den Einbezug von BewohnerInnen und Personal in den gesamten Planungsprozess.

Dies entspricht dem Konzept der „Person-Umwelt-Passung": Dort geht es darum, dass die Umwelt den älteren Menschen, der in ihr lebt, nicht nur unterstützt, sondern ihm auch „Autonomie, Kontrolle und ein ‚gutes' Leben ermöglicht"[1]. Architektur, die sich an Menschen des hohen und höchsten Alters richtet, muss also altersbedingte Rückgänge der körperlichen und geistigen Kompetenzen auffangen können. Die räumliche Gestaltung architektonischer Umwelten sollte den Bedürfnissen der älteren Menschen folgen und nicht umgekehrt.

Dass diese Erkenntnisse bekannt sind, zeigt der Wandel in den letzten hundert Jahren: Wir sind – zum Glück – heute weit entfernt von den „Verwahranstalten" mit ihren langen dunklen Korridoren, die bis Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts gebaut wurden. Seit dem Ruf zur Öffnung in den 1970er-Jahren positionieren sich Alters- und Pflegeinstitutionen immer mehr als Zentren im Sozial- und Lebensraum und bieten Dienstleistungen für Bewohnende sowie externe Kunden an. Ob eine Institution als offen oder geschlossen erlebt wird, darüber entscheidet aber nicht zuletzt ihre Architektur: Das Alterszentrum Lanzeln beispielsweise zeigt mit seiner offenen Bauweise den Blick von aussen nach innen und von innen nach aussen. Hier verschmelzen beide Bereiche ideal miteinander. Für einen Menschen, der seine Wohnumgebung nicht mehr verlassen kann, wird der Blick nach draussen zu einem zentralen Aspekt seiner Lebensqualität.

Bauliche Transparenz als Verbindung zwischen dem Aussen und Innen ist eines der Lösungselemente für die anspruchsvollste Aufgabe im modernen Heimbau: Sie besteht darin, private Wohnbereiche, halböffentliche Begegnungsräume und öffentliche Zonen miteinander zu verknüpfen. Darin unterscheidet sich der Neubau einer Altersinstitution entscheidend von anderen Wohnbauten. Erst wenn die Institution zum Zentrum dieser drei Teilbereiche wird, wird sie zum Lebensmittelpunkt ihrer Bewohnerschaft. Das verdeutlichen sämtliche Fachtexte in diesem Heft. Die eigenen vier Wände werden dabei zum Dreh- und Angelpunkt – gerade und vor allem auch – für pflegebedürftige Menschen. Dabei fällt auf, dass in der gesellschaftlichen Diskussion das Wohnen in den eigenen vier Wänden allzu oft als Gegenentwurf zum Heim gehandelt wird. Natürlich wollen alle solange als möglich – am liebsten bis zum Tod – in ihrer langjährigen Wohnung verbleiben – aber warum diese Ausschliesslichkeit in der Diskussion? Die eigenen vier Wände können auch in der Altersinstitution entstehen, wenn sie genügend Möglichkeiten zur Gestaltung, Personalisierung und

Zuhause

„Die eigenen vier Wände können auch in der Altersinstitution entstehen. Aber erst in Kombination mit den halböffentlichen Begegnungsräumen und öffentlichen Zonen entsteht Lebensqualität."

Abb. 1: Man trifft sich beim Alterswohnheim Rosenau. Abb. 2: Die eigenen vier Wände im Alterszentrum Lanzeln.

Markus Leser

Aneignung des Raums anbietet. Aber erst die Kombination dieser eigenen vier Wände mit den oben skizzierten Bereichen sorgt schliesslich für die Lebensqualität im hohen und höchsten Alter.

Architektonisch hoch stehende Bauvorhaben im Heimbereich haben deshalb immer vier Ziele vor Augen:

1 Innovative und gestalterische Integration verschiedener Wohn- und Lebensbereiche im Sinne eines Mittelpunktes
2 Kompensation rückgängiger Kompetenzen älterer Menschen, um deren steigende Ansprüche und Bedürfnisse zufrieden zu stellen
3 Gestaltung einer attraktiven Arbeitsumgebung, damit Fachpersonen mit Freude an die Arbeit gehen
4 Partizipation und Einbindung derjenigen, die nachher im Gebäude ein- und ausgehen

Wir brauchen keine „Stararchitektur", sondern Architektur, mit der BewohnerInnen und Mitarbeitende etwas anfangen können. Dass dies gelingen kann, zeigen die prämierten Institutionen. Für eine nachhaltige Umsetzung wünsche ich mir eine festere Verankerung der skizzierten Prinzipien. Wir kommen auch nicht mehr am Grundsatz der Interdisziplinarität vorbei. Wohnen und Leben im Alter beschränken sich nicht auf Mauern, Fenster und schwellenloses Bauen. Sie erfordern das Mitdenken aller beteiligten Akteure. Es ist kein Zufall, dass dieser Forderung sowohl im Alterszentrum Lanzeln wie auch im Alterwohnheim Rosenau nachgekommen wurde. Beide Projekte zeigen, dass Menschen, die mitdenken können, schliesslich auch gerne mitarbeiten.

Das tönt alles nachvollziehbar. Die Praxis zeigt jedoch, dass wir noch ein gutes Stück Arbeit vor uns haben. In Baukommissionen und Jurys erlebe ich oft, dass ein Grossteil der Diskussionen für hindernisfreies Bauen und städtebauliche Massnahmen aufgewendet wird. Gewiss, das sind wichtige Themen. Jedoch kann und darf sich eine bedürfnisgerechte Architektur keinesfalls darin erschöpfen. Auch erlebe ich als Gerontologe in diesen Gremien manchmal eine gewisse Einsamkeit. Dabei sollte ein interdisziplinärer Entwicklungsprozess, wie er im Rahmen eines Neubauprojektes erforderlich ist, immer die Beteiligung aller Anspruchsgruppen vorsehen. Dazu gehören BewohnerInnen, Mitarbeitende, Gerontologen, Bauingenieure, Architekten, Finanzspezialisten etc.

Innovative Lösungen, wie sie der Age Award 2013 vorstellt, sind das Resultat eines langen und gemeinsamen Planungs- und Entwicklungsprozesses – gute Lösungen, die nicht nach einem „Entweder-oder-Prinzip" geplant und gebaut worden sind. Sie resultieren aus einem Prozess, an dessen Ende es keine Gewinner und Verlierer gibt, sondern ein freundliches und offenes Bauprojekt, in welchem freundliche und offene Menschen wohnen und arbeiten.

[1] Hans-Werner Wahl in „Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen", 2000, S. 205.

Dr. Markus Leser
Leiter Fachbereich Alter
CURAVIVA Schweiz
www.curaviva.ch

Literatur zum Thema

1 **Von der Vision zum Projekt** Der Neubau, Umbau oder die Erweiterung eines Alters- und Pflegezentrums ist eine anspruchsvolle Aufgabe und birgt Chancen wie Herausforderungen. Die Bauprojektierung ist eine interdisziplinäre Aufgabe, bei der verschiedene Akteure eine gemeinsame Sprache und ein gemeinsames Ziel erarbeiten müssen. Dieser Leitfaden soll Heimverantwortlichen und Pflegefachkräften helfen, sich professionell und umfassend auf die Planungsaufgabe vorzubereiten.

Von der Vision zum Projekt: Neubau, Erweiterung oder Sanierung eines Alters- und Pflegezentrums | CURAVIVA Schweiz, Fachbereich Alter [Hrsg.]. | Bern: Curaviva Schweiz, 2012 | 59 S.

2 **Ansätze zur Neuausrichtung von Alten- und Pflegeheimen** In diesem Buch wird die vom Kuratorium Deutsche Altershilfe entwickelte 5. Generation des stationären Alterswohnbaus beschrieben: die KDA-Quartiershäuser. Die drei Prinzipien – Leben in Privatheit, Leben in Gemeinschaft, Leben in der Öffentlichkeit – werden dargestellt und Hinweise für die praktische Umsetzung gegeben. Ein Kapitel widmet sich ausschliesslich den architektonischen und raumgestalterischen Implikationen.

Die 5. Generation: KDA-Quartiershäuser: Ansätze zur Neuausrichtung von Alten- und Pflegeheimen | Peter Michell-Auli, Christine Sowinski | 2. überarb. und erw. Aufl. | Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe, 2013 | 252 S. | ISBN: 978-394-005-4272 | EUR 29.90

3 **Altengerechtes Wohnen** Zeitgemässe Wohnmodelle wie Betreutes Wohnen, Mehrgenerationenwohnen, Seniorenwohn- und -hausgemeinschaften, aber auch institutionelle Wohnformen wie Alters- und Pflegeheime sowie Seniorenresidenzen stellen Architekten vor die Herausforderung, eine altersgerechte Architektur mit hohen gestalterischen Ansprüchen zu verbinden. Dieses Buch vermittelt mit 32 ausgewählten internationalen Bauten und Projekten die wichtigsten Parameter für das Planen von Alters- und Pflegeheimen, Hospizen und Mehrgenerationenhäusern.

Altengerechtes Wohnen: mit vollständiger DIN 18040-2 (2011-09) sowie weiteren Beiträgen | von Gerhard Bosch, Ansgar Oswald und Jennifer Tobolla; hrsg. von Barbara S. Herrgott | Berlin: DOM, 2012 | 351 S. | ISBN: 978-386-9221-496 | CHF 105

4 **Entwurfsatlas: Wohnen im Alter** Der Entwurfsatlas „Wohnen im Alter“ stellt die Grundlagen und Prozesse des Planens und Entwerfens in mehr als 15 Fachbeiträgen vor, die auch auf Fragen von Nachhaltigkeit, Innenarchitektur und Frei-

raumgestaltung eingehen. Im Beispielteil werden anhand von rund 40 internationalen Projekten vorbildliche Entwurfslösungen für unterschiedliche Aufgaben dargestellt: Mehrgenerationenwohnen, Betreutes Wohnen, Angebote für Menschen mit Demenz, Wohn- und Pflegeheime und integratives Wohnen mit quartiernahen Angeboten.

Wohnen im Alter: Entwurfsatlas / Eckhard Feddersen, Insa Lüdtke; mit Beitr. von Helmut Braun ... [et al.]. – Basel [etc.]: Birkhäuser, cop. 2009 | 247 S. | Anderer Titel: Entwurfsatlas Wohnen im Alter. – Register. – Literaturverz. – ISBN 978-376-438-8706 (geb.) | CHF 145

5 **Design for Aging** Diese internationale Studie präsentiert 26 Projekte altersgerechter Architektur aus Ländern wie Australien, Dänemark, Japan, Schweden oder den USA. Die Autoren zeigen, wie sich Projekte in lokale geographische Gegebenheiten einfügen, wie universelles Design unabhängig von sozialen und politischen Kontexten angewendet wird oder wie sich die Lebensqualität der Heimbewohner und die Arbeitsqualität der Pflegekräfte durch architektonische Massnahmen verbessern. Neben Beispielen zur Umweltgestaltung wird auch die Rolle von Heimen in der Quartiersentwicklung aufgezeigt.

Design for Aging: international case studies of building and program / Jeffrey Anderzhon ... [et al.]. | Hoboken, New Jersey: Wiley & Sons, 2012. | 300 S. : Ill. ; 26 cm | Register. | ISBN 978-04-7094-6725 | CHF 95.00

6 **Barrierefrei bauen für die Zukunft** Barrierefrei bauen, Universal Design oder Design for all stehen für eine inklusive Nutzung der gebauten Umwelt, anstelle von separierenden Lösungen für Menschen mit Fähigkeitseinschränkungen. Die Planungsgrundlagen und Praxisbeispiele umgesetzter Massnahmen im Buch veranschaulichen, wie Barrieren vermieden oder reduziert werden. Die Modelle fordern zum mutigen Herangehen an innovative Konzepte auf und zeigen, dass Komfort, Nutzbarkeit und Wert einer Immobilie durch Barrierefreiheit deutlich erhöht werden.

Barrierefrei bauen für die Zukunft / Ulrike Rau ...[et al.] (Hrsg.) | 3. überarb. und erw. Aufl. | Berlin: Bauwerk Verlag, 2013 | 366 S. | ISBN: 978-3-410-22992-6 | CHF 109.– | Zürich: Schweiz. Fachstelle für behindertengerechtes Bauen, 2010. | 47 S.

Alle vorgestellten Medien können ausgeliehen werden bei: Pro Senectute Bibliothek, Bederstrasse 33, 8002 Zürich, Telefon 044 283 89 81, bibliothek@pro-senectute.ch, www.pro-senectute.ch/bibliothek

1

2

3

4

5

6

Die Zukunft im Blick

DER FILM ZUM AGE AWARD 2013

DVD PAL | 16:9 | Mundart, deutsche Untertitel
Film: 29' | Extras: 11'
DOCMINE Productions AG
Ein Film von Heikko Böhm im Auftrag der Age Stiftung

Kostenlos zu beziehen bei der Age Stiftung unter www.age-stiftung.ch

2010 wurde das Alterszentrum Lanzeln in Stäfa wiedereröffnet. Der Neubau des Architekturbüros Bob Gysin + Partner AG ersetzte das in die Jahre gekommene Vorgängergebäude. Entstanden ist ein modernes und ansprechendes Haus, dessen Architektur für zukünftige stationäre Altersinstitutionen neue Impulse setzen kann. Im Fokus stehen die flexible und nachhaltige Nutzung von Räumlichkeiten, das grossflächige und hindernisfreie Ambiente, die Glasfassade, der perfekte „neue, alte" Standort sowie die geschickte und durchlässige Verschmelzung von privaten, halböffentlichen und öffentlichen Bereichen. Der Film dokumentiert aus der benutzerorientierten Perspektive von Bewohnern, Angehörigen, Personal sowie Menschen aus der Nachbarschaft, wie sorgsam geplante Architektur den individuellen Bedürfnissen pflegebedürftiger Menschen entgegenkommt und den Arbeitsalltag der Mitarbeiter vereinfacht. Gleichzeitig wird deutlich, dass die gute Architektur des Alterszentrums ohne den Einsatz und die Betreuungsphilosophie seiner Mitarbeiter nur die Hälfte wert wäre.

Impressum

Age Dossier 2013
Stationäre Einrichtungen – neu gebaut

Mitarbeit an diesem Dossier: Alexander Felix und Andrea Wiegelmann; Eckhard Feddersen und Thorsten Keller, feddersenarchitekten; Harald Deinsberger-Deinsweger, Wohnspektrum; Markus Leser, CURAVIVA; Stefan Kandera, Pro Senectute Bibliothek; Daniela Kuhn; Antonia Jann und Andreas Sidler, Age Stiftung.

Redaktion: Andreas Sidler; Fotografie: Ursula Meisser, Roger Frei (14,15,17), Giorgio von Arb (16), Thomas Aemmer (26,27); Gestaltung: medialink; Druck: Zofinger Tagblatt AG

Jury Age Award 2013: Dr. Antonia Jann, Geschäftsführerin Age Stiftung, Zürich (Präsidium); Dr. Gustav Egli, ehem. Verwaltungsdirektor Bethesda, Küsnacht; Sabina Hubacher, Architektin BSA, Zürich; Prof. Dr. Mike Martin, Ordinarius für Gerontopsychologie der Universität Zürich, Zürich; Dr. René Schwendimann, Leiter Bereich Lehre, Institut für Pflegewissenschaft Basel

Stiftungsrat der Age Stiftung: Hans Peter Farner, Präsident; Benjamin Vetterli, Dr. Alfred Grieder

Das Age Dossier erscheint jährlich und kann bei der Age Stiftung kostenlos bezogen werden. Diese Broschüre steht auch als PDF zum Download zur Verfügung. Das Age Dossier und viele weitere Publikationen finden Sie auf unserer Website unter www.age-stiftung.ch.

Age Stiftung
Kirchgasse 42, 8001 Zürich
Telefon 044 455 70 60
info@age-stiftung.ch
www.age-stiftung.ch